

6982

Was eine
ostpommersche Kleinstadt erzählt



Sagen und Erzählungen aus dem Süden des Kreises Schlau.
Gesammelt und eingeleitet von Hauptlehrer E. Roglin u. a.
Hrsg. von Dr. W. Beyersdorff i. A. der Arbeitsgemeinschaft
für Heimat- und Volkskunde, ASLB, Kreisgruppe Schlau.

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin

(1939)

Wappen der Stadt Pollnow.

Der Untergrund ist silbern. Ein roter Dreif
hält in den Fängen ein goldenes Zepter.

Inhalt.

Vorwort	5
I. Aus der Geschichte des Schlosses und der Stadt Pollnow. (Von E. Koglin)	7
II. Quer durch unser Sagengebiet zum Steinberg. (Von E. Hasse und K. Rosenow)	10
III. Unsere heimischen Volkserzählungen der Gegenwart. (Von E. Koglin)	14
IV. Sagen und Erzählungen in und um Pollnow	19
A. Alter Glaube	
a) Geheimnisvolle Kräfte	
1. Die wilde Jagd am Niedersee	19
2. Der wilde Jäger bei Gugin	20
3. Der will Jäger deilt	21
4. Der will Jagd in der Jäger Schlucht	22
5. Der kopflose Reiter in Gerbin	22
6. Ein Fuhrmann sieht einen Toten	22
7. Ein Werwolf wird erlöst	23
8. Der dreibeinige Schimmel	23
9. Der dreibeinige Hase	24
b) Von Unterirdischen, Kobolden und Geistern	
10. Die Unererdschkes	24
11. Die Bernsteinzwerge in Forth bei Pollnow	25
12. Die Rache der Unterirdischen in Sadow	27
13. Die Rotjaden	28
14. Ein Rotjadte hilft buttern	28
15. Eine Rotjadte rächt sich	29
16. Der Geist in den Darbelower Bergen	30
17. Der Alf am Jlepaal bei Pollnow	30
18. Wie der Kulengraben bei Großreeh entstand	31
B. Von Toten, Zauberei und unheimlichen Dingen	
19. Eine Gestorbene nimmt ihren Bräutigam mit	34
20. Das Küken am Rogoger Kirchhof	34
21. Tod durch Erschrecken am Grabe	35
22. Eine Diebin wird gebannt	35
23. Wie man sich den Wechseltaler beschafft	36
C. Geschichtliche Sagen und Erzählungen	
a) Ritterzeit und Herzogsjahre	
24. Das Pollnower Schloß und seine Herren	36
25. Das Rittergrab im Schloßgarten zu Pollnow	37
26. Die Polenschlacht in dem Roten Grund	37
27. Das Gespenst im Pollnower Schlosse	38
28. Der Streit um den Junkertaler	38
29. Kranzen und das Geschlecht derer von Podewils	40
30. Die Raubritter an der mittleren Grabow	40
31. Die weißen und schwarzen Ritter am Papenzinsee	42

b) Aus der Franzosenzeit	
32. Wie in Pollnow die französische Kriegskasse gestohlen wurde	43
33. Die Franzosen Schlacht bei Pollnow	44
c) Neuere Zeit	
34. Bismarck in Pollnow	45
35. Feldmarschall Wrangel und Pollnow	46
D. Ortsagen und Erzählungen	
36. Der heilige Berg bei Pollnow	47
37. Der Gesundbrunnen am heiligen Berge	49
38. Wie der Gesundbrunnen seine Heilkraft verlor	50
39. Der Glücksstein vom heiligen Berge	51
40. Die Hinrichtung auf dem Galgenberge bei Pollnow	52
41. Der schwarze Hund am Judenberge bei Bussin	52
42. Der Schatz in der Matteskule bei Bussin	52
43. Die Linde auf dem Kirchendach zu Krangen	53
44. Der Krangensch Hår un sin Bure	53
45. Der Teufelsstein von Ballenthin	54
46. Das Wolfsmoor bei Sydow	54
47. Die Wolfschlucht bei Sydow	55
48. Die Glöden im Kaminsee	55
49. Wie die Stadt Kamin unterging	57
50. Die Sage vom Lindsberg	57
E. Wie der Volksmund Orts- und Sturnamen erklärt	
51. Der Rote Grund bei Pollnow	57
52. Der Tranberg	58
53. Die Wittenkul im Pollnower Unterwald	58
54. Der „Lofjinn“	59
55. Wie das Dorf Sydow zu seinem Namen kam	59
56. Woher der Name Rogog stammt	59
F. Nachdenkliche Geschichten von Menschen und Tieren	
57. Der Richter und der Teufel	60
58. Wenn man an Gespenster glaubt	61
59. Des Wolfes Leidensgeschichte	63
60. Der Fuchs und die Gans	64
61. Der dankbare Bär	65
62. Die Schlange und die Kuh	66
G. Schwank, Scherz und Spiel	
63. Der Katzenmarkt in Pollnow	67
64. Zwei Mann sind zwei Mann	68
65. Griß miu Stu	68
66. Derre will wi sigge lote	68
67. Sprichwörter und Redensarten	69
68. Das Rosenfest in Pollnow	69
69. Kinderverse	70
70. Abzählreime	71
V. Anmerkungen	72

Vorwort.

Mit der Herausgabe des vorliegenden Sagenheftes setzt die Arbeitsgemeinschaft des NSLB. die vor mehreren Jahren begonnene Pflege des Sagensgutes unserer Heimat fort. Dank der unermüdlischen Arbeit eines unserer Kameraden, des Hauptlehrers E. Koglin in Pollnow, liegt eine Fülle neuen Erzählgutes vor uns. Damit ist wieder einmal eindeutig bewiesen, daß das Volksgut auch in unserem Gau und insbesondere auch in unserem Heimatkreis immer noch auf Gebieten zu finden ist, die oftmals als unergiebig bezeichnet werden.

Wenn auch die Wertung des Erzählgutes sehr schwierig ist, so ist sich der Mitarbeiterkreis doch darüber klar, daß ein solches Heft Gutes und weniger Gutes enthalten muß. Soweit es sich um Spuk- und Geistergeschichten handelt, wäre es kein Schade, wenn die eine oder andere Erzählung wegen ihrer Entstehung aus dem Aberglauben nicht der Nachwelt erhalten bliebe; leider verschwindet dann aber auch der oft darin als Bruchstück oder sogar nur als Andeutung enthaltene Volksglaube, dessen Pflege die Gegenwart aus naheliegenden Gründen zum Nutzen unseres Volkstums übernehmen muß. Dieser Gedanke ließ manchen Bericht aufnehmen, der auf den ersten Blick als nicht so wertvoll erscheint. Es erwächst nunmehr die Aufgabe, alte Werte zu erkennen, sie klarer herauszustellen und damit neues Erzählgut der Form und dem Inhalt nach vorzubereiten.

Eine Hilfe dazu bieten die Anmerkungen, die einen Einblick in die Kleinarbeit des Sagensammlers geben und die unter anderem zeigen, wie „Sagentrümmer“ zu neuem Erzählgut gestaltet werden. Die volkskundliche Wissenschaft, die heute mitunter geneigt ist, auf die großen Sagensammler, wie z. B. die Gebrüder Grimm, zu warten, wird auch bei richtigem Verständnis für die volkstumpflegerische Kleinarbeit das hier gebotene Arbeitsergebnis annehmen und zumindest motivgeschichtlich verwerten können.

Doch noch eine andere Auswertungsmöglichkeit erschließt sich dem, der den Fragen und Forderungen der Zeit offen gegenüber steht. Der deutsche Erzieher hat bisher in seiner heimatkundlichen Einstellung das Volksgut und insbesondere das Erzählgut im weitesten Umfange bei seiner Arbeit verwandt. Was die Heimatkunde für die Grundschule war und ist, muß nun aber noch im gleichen Maße die Deutsche Volkskunde für die Mittel- und Oberstufe aller Schularten werden. Die von der Reichswaltung des NSLB. angeregte Bewegung der Volkstumspädagogik kann Anlaß werden, bisherige Stoffe und Wege zu überprüfen und die Volksgüter noch bewußter in den Dienst der Er-

ziehung zum deutschen Volkstum zu stellen. Die Erziehungswissenschaft hat in den vergangenen Jahrzehnten in verschiedenster Hinsicht versucht, lezte Lösungen zu finden; aber weder die Denkformen der Formaltufen, noch psychologische Übersteigerungen oder gar die freieste Beweglichkeit in Stoff und Methode haben befriedigt. Wenn nun heute auch auf diesem Gebiet das Volkstum Lehrmeister sein soll, so wird da vielleicht die Hoffnung berechtigt sein, daß eine vorzunehmende pädagogische Gleichschaltung mit den Dingen, die in uns und um uns sind, eine wichtige, wenn nicht gar die endgültige Lösung von Erziehungsfragen darstellen kann. Auch unter diesem Gesichtspunkt wird Auswahl und Prüfung des hier gegebenen Erzählgutes vorzunehmen sein.

Noch fehlt der Arbeitsgemeinschaft und ihren Heimat- und Volkstumsfreunden eine Möglichkeit, die hier in ihren Ergebnissen gezeigte Kleinarbeit laufend der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und andere dadurch zu weiterer Arbeit anzuregen. Die Tageszeitung bemüht sich um die Volkstumsfragen, doch wäre für die oben gekennzeichneten Dinge mehr Raum zu wünschen, sei es in Form einer Sonderseite oder einer Sonderbeilage.

Eine Heimatbeilage alten Stils könnte den heute zu stellenden großen Aufgaben nicht gerecht werden. Der Namenswechsel: Volkstumsbeilage soll mehr sagen als das neue Wort andeuten kann. Die Deutsche Volkskunde als politische Wissenschaft ist anerkannt. Ihre praktische Gestaltung in den Volkstumsfragen ist die Form, die stets in der Heimat enden und damit auch dem Gesicht dieser Heimat, der bodenständigen Zeitung, wesentliche Züge einprägen muß. Dadurch könnte auch wertvolle Vorarbeit für ein Heimatbuch des Kreises geleistet werden, ein Zwischenziel, daß unserer Arbeit noch immer vor-schwebt. Ein großer Leserkreis würde diese volkstumpflegerische Arbeit der Presse dankbar begrüßen, die sicher zu erwartende frucht-bare Mitarbeit könnte manches alte Volksgut retten und aufbauend neues gestalten.

Allen Mitarbeitern der Arbeitsgemeinschaft, seien sie Gestalter, Erzähler oder auch nur Vermittler vorliegenden Erzählgutes, gebührt der Dank für ihre selbstlose Arbeit an diesem Heft, in ganz besonderem Maße aber unserem Kameraden Hauptlehrer E. Koglin in Pollnow. Gern gedenke ich auch der Förderung, die unser Heimatforscher, Kon- rektor Rosenow, dem Heft zuteil werden ließ. Endlich ist es mir eine angenehme Pflicht, den Stellen zu danken, die auch diesmal die Herausgabe ermöglichten, insbesondere der Regierung in Köslin, der Stadt Pollnow und dem Verlag, der in weitgehendem Maße Verständnis für unsere Arbeit zeigte.

Stettin, im März 1939.

W. Benersdorff

Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Heimat- und Volkskunde NSLB., Kreisgruppe Schlawa



Pollnow, Blick zur „Aussicht“

I. Aus der Geschichte des Schlosses und der Stadt Pollnow.

Von E. Koglin.

In der Schloßstraße zu Pollnow fällt dem Beschauer bald ein zwei- stöckiges Gebäude auf, das durch seine hier ungewöhnliche Länge einen starken Gegensatz bildet zu den vielen schmalbrüstigen Häuschen in den übrigen engen Straßen des Städtchens. Er empfindet angenehm die strenge Einfachheit der langen Front mit den gleichmäßigen Fenster- reihen. Dann aber beachtet er vielleicht auch bald an den Fenster- nischen die ungewöhnliche Dicke der Mauern und ahnt, daß dieses Ge- bäude ursprünglich andern Zwecken gedient hat.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war das „Schloß“ von Ställen, Scheunen und Speichern umgeben. Grüne Schlinggewächse hüllten die altersgrauen Mauern ein. Vor ihm, an der andern Seite der jetzigen Schloßstraße, befand sich der Schloßpark mit schönen, hundertjährigen Bäumen. Auf einem Teiche tummelte sich Wassergeflügel; ein mit Gesträuch bewachsener Hügel wurde Burgwall genannt und erinnerte durch diesen Namen an längst vergangene Zeiten, die dem alten Schlosse größere Aufgaben gestellt hatten als die Gegenwart.

Schon in grauer Vorzeit, von der wir keine genaue Kunde haben, befand sich hier auf einem Hügel inmitten von Sumpf und Wasser wohl ein Burgwall, wie längs der Grabow auch in Wusterwik und

Krangen, ferner in Sndow und Papenzin. Diese Befestigungen dienten wohl zum Schutze der alten Handelsstraße, die von dem Bernsteinlande an der Ostsee an der Grabow entlang nach dem fernen Süden führte. Sie wurde in späterer Zeit ein beliebtes Einfallstor der Polen bei ihren Kriegszügen nach Pommern, und es werden sich in unserer Gegend oft genug erbitterte Kämpfe abgespielt haben. Jedenfalls lebt eine Erinnerung daran noch in verschiedenen Sagen fort (vgl. Nr. 26 und 51, ferner Anmerk.).

Der Burgwall wurde im Mittelalter weiter ausgebaut und befestigt, doch ist heute von all den Anlagen nur das Wohngebäude erhalten geblieben, und auch dieses nur mit großen Veränderungen. Neben Wertlosem und Morphem ist leider auch manches beseitigt worden, das der Stadt als Schmuck und wertvolle Eigenart hätte sorgfältig erhalten bleiben müssen. Die schönen Bäume sind verschwunden; der Park ist Baugelände geworden.

Über die erste Entstehung der Stadt läßt sich nichts Genaueres sagen, da Urkunden darüber fehlen, ebenso sind die Besitzverhältnisse in dieser Zeit nicht geklärt. Im Jahre 1295, „nach dem Tode des letzten hinterpommerschen Herzogs Mestwin II., gelangten Schloß und Stadt Pollnow nebst dazugehörigem Lande und Adel an Herzog Bogislaw X. von Polen“. Dieser unterstellte es seinem Statthalter Graf Peter Schwenz (Svenzo) zu Neuenburg und Tüchel und dessen Nachkommen. Im Jahre 1308 schon war aber der Markgraf Waldemar von Brandenburg Lehns Herr des Grafen Schwenz.

Noch mehrmals wechselten die Besitzer des Schlosses, bis es schließlich an den Vater von Bogislaw X., an den Herzog Erich II. von Pommern, kam. Dieser vertauschte im Jahre 1472 Schloß, Stadt und Land Pollnow nebst der Hälfte der Dörfer Jähingen und Rohog laut einem zu Rügenwalde geschlossenen Kaufvertrage an den „Fürstlich Pommerschen Rat Peter Glasenapp zu Koprieben“ für sechs Dörfer (s. Anmerk.).

Gleichzeitig wurde Glasenapp von Herzog Erich II. mit dem Landvogteigericht über die im Lande Pollnow wohnenden Edelleute belehnt, wonach ihm die Aburteilung geringer Vergehen und Frevel zustand, er selbst aber dem Landgerichte untergeordnet und nur in der Verwaltung selbständig war. 1489 jedoch verlegte Herzog Bogislaw X., der eine Stärkung der Herzogsgewalt anstrebte, das Landvogteigericht nach Rügenwalde.

Die Stadt Pollnow war als Lehen eines Edelmannes eine Mediatstadt, d. h. sie unterstand nicht unmittelbar dem Landesherrn und hatte keine eigene Gerichtsbarkeit. Dieses Abhängigkeitsverhältnis hat ihre Entwicklung durch drei Jahrhunderte sehr gehindert. Die Tatkraft der Bürger wurde gelähmt, sie selbst von ihren Herren in stärkster Weise ausgebeutet (vgl. Nr. 28). Dazu kamen verschiedene große Brände: 1609, im 30jährigen Kriege, 1656 beim Poleneinfall, und schließlich im Jahre 1736, so daß die Stadt gänzlich verarmte.

In der Stadtschronik findet sich folgende Schilderung des Brandes am 31. März 1736:

„Das Feuer kam um 11 Uhr vormittags ohnweit der Mühle aus und legte innerhalb zweier Stunden 89 Häuser, sämtliche Scheunen und Stallungen, die Mühle, Kirche, das Pfarrhaus und die Schulwohnung in Asche. Außer dem herrschaftlichen Wohnhause blieben nur 11 Wohnungen stehen. Es kamen bei diesem Feuer, welches, da die meisten Häuser noch mit Stroh gedeckt waren, mit rasender Eile um sich griff, viele Menschen zu Schaden, auch verbrannte eine große Menge Vieh. Was davon noch aus der Feuersbrunst gerettet wurde, fiel dem Tode des Erfrierens anheim, da in der Nacht nach dem Brande eine ungewöhnliche Kälte eintrat und die Leute bei dem Mangel an Obdach mit Vieh und Pferden unter dem blauen Himmel bivakteren mußten.

Von der Kirche blieben nur die Mauern stehen. Die Heftigkeit des Feuers war so groß, daß in den Kirchengewölben sogar einige Särge verzehrt wurden. Die Glocken zerbrachen; Orgel, Altar, Kanzel und die ganze innere Ausschmückung verbrannte, so daß am ersten Osterfeiertage der Gottesdienst auf den noch rauchenden Trümmern der Kirche abgehalten werden mußte, zu welchem bei dem Mangel an Glocken die Leute durch Trommelschlag eingeladen wurden.

Die infolge dieses furchtbaren Brandes eintretende große Not wurde durch reichliche mildtätige Spenden der umliegenden Städte und Ortschaften einigermaßen gelindert. Von diesen wurden Lebensmittel, als Brot, Erbsen, Bohnen, Gerste, Mehl, Speck, Butter usw., wie auch Bier und Branntwein sofort hergesendet, und nur die eine Stadt Kolberg zeichnete sich durch große Härte aus, da der dortige Magistrat weder eine Kollekte unter den Bewohnern dieser Stadt zuließ, noch selbst zur Linderung der Not sein Scherstein beizutragen sich veranlaßt gefühlte, unter dem Vorgeben, „weil Pollnow eine Adlige Stadt sei, und wo Patronii den Genuß davon haben wollten, würden sie die Stadt wohl sublevieren (unterstützen) müssen“.

Zum Wiederaufbau der Häuser erhielt die Stadt aus der Feuerzotierat 8000 Rtl., auch wurde den Eigentümern das nötige eigene Bauholz aus den städtischen und herrschaftlichen Waldungen unentgeltlich verabfolgt. Von dem König ging ein Gnadengeschenk von 2000 Rtl. ein; die an den Staat zu entrichtenden Steuern wurden auf drei Jahre erlassen, auch verzichtete die Herrschaft während eines gleichen Zeitraums auf die Entrichtung sämtlicher Geldabgaben und auf die Leistung von Scharwerksdiensten. Höheren Orts wurde zugleich bestimmt, daß beim Wiederaufbau nur Ziegeldach gestattet sei. Die aufzubauenden Häuser mußten zwei Etagen hoch und in einer geraden Front hergestellt, die Scheunen auch, gleich anderen Städten, vor die Stadt gesetzt werden.“

Im Jahre 1773 ging das Lehen an die Familie Wrangel über, die es jedoch 1806 wieder an die Herren von Rahmer veräußerte. 1819 besaßen die Bürger der Stadt trotz der Schuldenlast aus der Franzosenzeit 1806—13 den Mut, das Schloß mit seinen noch bestehenden Resten selber zu kaufen und verpfändeten zu diesem Zwecke ihr persönliches Eigentum. Damit war der Weg zu einer weiteren Entwicklung frei. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gelangte die Stadt zu einem bedeutenden Vermögen, das jedoch in den Jahren nach dem Weltkrieg durch verfehlte Wirtschaft verloren ging. Sie mußte schließlich ihren umfangreichen Waldbesitz verkaufen, um die drückende Schuldenlast zu mindern. Unter der neuen tatkraftigen nationalsozialistischen Leitung wird jedoch dieser Niedergang bald überwunden sein.

Die Stadt zählt heute 3800 Einwohner; im Jahre 1740 waren es nur 428, 1843 aber bereits 1444. Gute Kunststraßen und die

nach dem Weltkrieg ausgebauten Bahnverbindungen ermöglichen dem abgelegenen Orte jetzt einen besseren Verkehr und erschließen den zahlreichen Ausflüglern die Schönheiten seiner Umgebung. Neue Bauten und Anlagen sind im Entstehen und werden später Zeugnis davon ablegen, was opferbereiter Bürgerwille unter zielbewußter Führung auch in schwierigen Verhältnissen zu leisten vermag.

Wenn auch der Name der Stadt Pollnow mit großen geschichtlichen Ereignissen nicht verknüpft ist, so war doch manches Geschehen vergangener Tage eindrucksvoll genug, um sich im Gedächtnis der Bewohner zu erhalten und fortzuleben in Sagen und Erzählungen.

II. Quer durch unser Sagengebiet zum Steinberg.

I. Von Schlawe nach Pollnow.

Von E. Haffte.

Wenn man von Schlawe aus über Marienthal nach Süden wandert, kommt man in ein breites Wiesental, das nach dem hindurchfließenden Bächlein Krebsbachtal heißt. Geologisch gesehen ist es ein Urstromtal, dessen Ränder die heute bewaldeten Höhen bilden. Hier erschallt im Sommer der Kuckucksruf, während in den Herbstnächten der Brunstschrei der Hirsche die Waldesstille unterbricht.

Wir wandern zunächst auf der rechten Talseite auf dem schönen Wege, der über Wjaktal, Lupinenhof, Augustenhof und über das romantische Kusserower Quertal bis an die Stelle führt, wo der Franzosendamm das Krebsbachtal durchquert. Gen Westen hinter den Wäldern auf der Höhe liegen die Orte Quatzow und Kusserow, während von Osten die Häuser von Quasdom herübergrühen.

Vor hundert Jahren war das ganze Tal noch sumpfig und unwegsam und nur an den höher gelegenen Teilen von Moorwald und Wiesen bedeckt. Nur auf einzelnen künstlichen „Wällen“ konnten die Bauern in das sumpfige Gelände vordringen, um das kärgliche Heu von ihren Wiesenstücken zu ernten. Es ist daher erklärlich, daß aus jener Zeit Geschichten und Sagen zu uns herüberklingen, die von versunkenen Wagen und Tieren, von Nebelgeistern und Irrlichtern erzählen. Beim Torfstechen gemachte Funde von Holz- und Eisenteilen, von Pferdeköpfen und Tierknochen bestätigen, daß das Moor damals ein gefährliches Gebiet war, bis dann in den Jahren 1882/83 mit der Anlage des neuen Krebsbaches die Trockenlegung begann.

Nur an einer Stelle muß auch schon in frühester Zeit eine Verkehrsmöglichkeit quer durch das Tal bestanden haben. Südlich von Bornemannshof, an der linken Talseite, liegt nämlich eine größere Sandfläche, die den Namen Brodd (Surt) führt. Ganz in der Nähe befindet sich heute auch die Wiese Noat (Nord), die als besondere Zierde den bekannten Riesenwäldchen trägt. Wandert man

von dieser Stelle auf der Moordrift am Talrande nach Süden, so trifft man beim „Höfken“ oder „Höfkenborn“ auf Mauerreste, die von dem Dorwerk „Moorhöfchen“ stammen, das im Jahre 1828 abgebrochen worden ist. Dann kommt man an den Franzosendamm, den die Jannewitzer Bauern nach 1807 herstellen mußten, um für die Feinde eine Verbindung zwischen Wusterwitz und Suckow zu schaffen.

Besonders schön ist das Talrandgehänge westlich von Jannewitz. Hier sind die Hügel im Mai und Juni von dem goldgelben Blütenmeer des Ginsters bedeckt. Hier liegt auch der Waldteil „Alte Mühle“, der mit seinen sprudelnden Quellen, seinem Vogelsang und seiner dauernd wechselnden Blumenpracht im Frühling und im Sommer ein beliebtes Ausflugsziel bildet. Auf dem kalkhaltigen Boden wachsen Leberblümchen, gelbe Anemone, Sanikel, Christophskraut, Steinbeere und Hezenkraut. Im Herbst dagegen wird die „Alte Mühle“ gemieden, denn phosphorezierendes, vom Pilzgeschlecht des Hallimasch durchwuchertes Erlenhölz hat dann schon manchen Wanderer erschreckt.

Bei der Weiterwanderung trifft man immer wieder auf plätschernde, springende, rauschende Quellwasser. Sie kommen fast alle aus größeren Becken her, die offenbar in der letzten Eiszeit durch Randstrudel des abstürzenden Schmelzwassers am Urstromtal geschaffen worden sind. Besonders sehenswert ist eine stark sprudelnde Quelle, deren Wasser jahraus, jahrein eine Temperatur von 8—9 Grad Wärme hat. Sie heißt der Kochbrunnen.

In dem südlichen Teil des Krebsbachtals, das hier stark verbreitert ist, liegt das größte pommerische Naturschutzgebiet, das Jannewitzer Moor (auch Wusterwitzer Moor genannt). Im Gegensatz zu den anderen Moorflächen des Tales, die aus Niedermoor bestehen, ist es aus schwammigen Torfmoosen und Wollgras aufgebaut und daher ein Hochmoor. Charakteristisch für den inneren Teil, der sehr sumpfig ist, sind die zwerghaften Moorkiefern, die kaum mannshoch und doch über 100 Jahre alt sind. In den Randgebieten des Moores wächst die Zwergbrombeere oder Multbeere, ein sehr seltenes Gewächs, das aus der Eiszeit stammt. Im Sommer ist hier das Revier der Kraniche, die dann mit ihrem hellen Trompetenruf das Tal erfüllen. Ein Kranichpaar brütet jedes Jahr im nahegelegenen Schilf des völlig versumpften Gleissees, in dessen buschigen Randgebieten auch Auerwild vorkommt.

Auf den südlichen Randhöhen findet man in der Hohenzollernschen Forst häufig alte Kohlenmeilerstellen, auch mehrere Hügelgräber und andere vorzeitliche Anlagen. Eine besondere viereckige Wallanlage auf den Karibergen, in deren Mitte ein großer Findling liegt, hat neuerdings den Namen „Opferstätte“ erhalten.

Wir befinden uns nun schon südlich der Straße, die von Jannewitz nach Klarenwerder führt und gelangen nach kurzer Zeit bei der Försterei Sandhof an den schön gelegenen Thomischee. Schon beim

Betreten des Krebsbachtals in der Nähe von Marienthal konnte man fern im Süden als Teil einer Randmoräne eine bewaldete Höhe erkennen, die über ihre Umgebung hinausragt. Das ist der *Chomihberg*, der seinen Namen von der tennenartig abgeplatteten Kuppe erhalten haben soll.

Von der Försterei Sandhof aus läßt sich der Berg bequem ersteigen. Zwischen schattigen Buchen schreitet man in einer talartigen Senke aufwärts und genießt von der Höhe einen herrlichen Rundblick nach Westen und Norden. Steilab fällt der Nordhang zum Chomihsee, der 60 Meter tiefer liegt. Blank liegt der See unter uns, grünlich schimmernd, blau, rötlich, schwarz oder hell, je nach Himmelsfarbe und Tageslicht. Haupttaucher und Bläshühner tummeln sich auf der glatten Fläche, und im Schilf lärmen die Rohrspäßen. Auch von der Försterei Sandhof hat man einen wundervollen Blick auf See und Berg.

Hinter dem Chomihsee liegt *Klarenwerder*, das als Vorwerk von Krangen im Jahre 1667 von Adam von Podewils gegründet worden ist. Mit seinen mächtigen Buchen und Eichen, die unter Naturschutz stehen, seinen grünen Wiesen und seinem rauschenden Grabowwehr bildet es in seiner Abgeschlossenheit ebenfalls ein schönes Fleckchen unserer pommerschen Heimat.

Die Fortsetzung des Krebsbachtals nach Süden bildet das obere Grabowtal. Schon befinden wir uns im Übergangsbereich zum pommerschen Landrücken. Auf der Wanderung über *Krangen* nach dem Süden haben wir rechts und links Ausblicke auf die Höhen, die dann später das Städtchen *Pollnow* ganz einrahmen; mit Recht wird der Ort „die Stadt zwischen den Bergen“ genannt.

2. Rund um den Steinberg.

Von *K. Rosenow*.

Landschaftlich mit zu den schönsten Teilen unseres ganzen Pommernlandes gehört unstreitig das Bergland, das sich südlich der Stadt *Pollnow* ausbreitet! Hier liegt eine stattliche Erhebung, der *Steinberg* (234 m). Obgleich er nur wenig aus seiner Umgebung hervortritt, gewährt er doch eine gute Fernsicht, wie sie selten in Pommern zu finden ist. Ein Besuch zur Sommerszeit lohnt sich. Von *Breitenberg* aus ist der Aufstieg nicht mehr sehr beschwerlich.

Bald ist die Höhe erreicht. Im Morgenjonnenschein liegt die weite *Stur* in frischer Pracht und Herrlichkeit vor uns. Zwischen Waldesgrün blühen der Große und Kleine *Geforkensee* auf. Dahinter folgt in schier unabsehbarer Ferne das weite Gelände mit seinen Bergen und Schluchten, seinen Ahrenfeldern und Wäldern bis zu einer kleinen Spitze, dem sechs Meilen entfernten *Gollenturm*. Berge verdecken den nahegelegenen, tief eingebetteten *Kaminsee*. Dafür schweift aber der Blick nach Osten über den mehr als meilenlangen Spiegel des *Papenzinsees* mit seinen wechselvollen Ufern und bewaldeten *Werdern*. Im

Westen sieht man über den *Plötschsee*, das *Radütal*, den *Niedersee* mit seiner Insel hinweg die Dörfer *Drawehn*, *Hoßenborn* und *Gerfin*.

Wem das Glück günstig ist, der erblickt in derselben Richtung die den Vögeln gleichenden, schlanken Flugzeuge der Segelflugstätte *Neumühlenskamp*. Im Süden schimmert hinter den roten Dächern zerstreuter Gehöfte das blaue Auge des *Veitrinsees*.

Vor wenigen Jahrzehnten bot auch noch die nächste Umgebung des Berges ein so schönes Bild, daß man gar nicht wußte, wie man all die Eindrücke festhalten sollte. Überall ragten Geshiebelöcke, dicht aneinander gesät, aus dem Erdboden hervor. Laub- und Nadelbäume zwängten sich zwischen den Steinen hindurch und strebten der Sonne entgegen. Riesige Farnkräuter und blaue Glockenblumen, gelber Besenginster und feuerrote Pechnelken sproßten überall und vereinigten sich in ihrer Farbenpracht zu einem Bilde unvergleichlicher Schönheit. Erdbeeren, Blaubeeren und Himbeeren lockten mit ihren Früchten, süßer und harziger Duft umschmeichelte die Sinne.

Von all dieser Pracht des Berges ist heute nur die wunderbare Fernsicht geblieben. Verschwunden ist der Wald mit seinem Vogelsang, seinen Blumen, Beeren und Kräutern, verschwunden sind die *Findlinge*. Heidekraut und Brombeergestrüpp bedecken die kahle Höhe.

Wie konnte das geschehen? Davon gab noch vor mehr als zwei Jahrzehnten ein seltsamer Zementbau in einer etwas abseits gelegenen Schlucht am Fuße des Berges Kunde. Wie ein graues Gespenst ragte dieses stehengebliebene Schotterwerk in der Einsamkeit in die Höhe. Zwei elektrisch betriebene Steinzerknacker hatten in kurzer Zeit aus dem Paradies eine Einöde gemacht. Kriegsgefangene Russen hatten das Werk der Zerstörung vollenden helfen. Schon sind aber Kräfte tätig, um frühere Fehler wieder gut zu machen. Bald wird uns hier ein freundlicheres Bild der Natur begrüßen.

Auch geologisch ist diese Gegend sehr interessant. Ein gewaltiger Gletscher von *Fennoskandia* hatte einst vor wohl 20 000 und mehr Jahren diese gewaltige Blockpackung auf dem *Steinberge* zusammengetragen. Auch der *Papenzinsee* ist ein Geschenk der Eiszeit. Die Schmelzwasser des Gletschers umspülten die Kuppen der Grundmoräne, sie überfluteten flache Erhebungen, gruben tiefe Kessel aus und schmiegten sich den umliegenden Kuppen an. So entstanden im See Inseln, Tiefen und Untiefen, Buchten und Landzungen. Daher mißt man im *Papenzinsee* an einigen Stellen Tiefen bis zu 45 m, während an anderen Stellen *Findlinge* über seinen Wasserpiegel hervorragten oder dicht unter ihm eine Gefahr für den unkundigen Bootsfahrer bilden.

An den tiefen Stellen des Sees hat sich wie im *Kaminsee* die *Moräne* erhalten. Die Inseln, von denen die größten *Eichwerder*, *Birkwerder* und *Buchenwerder* heißen, weisen auch Steinpackungen auf. Die Ufer des Sees wie seiner Inseln zeigen ein sehr wechselndes Aussehen, aber wenig Rohr und Schilf. Der See mit seinen waldbestande-

nen Inseln hat eine reiche Vogelwelt: Flußregenpfeifer, Uferläufer, Flußseeschwalbe, Gänsefäger, Reiherenten und den seltenen Polartaucher.

Bodensfunde zeugen davon, daß diese Gegend eine reiche Vergangenheit gehabt hat. Viele alte Grabanlagen sind zerstört, und wir wissen nicht, welcher Zeit sie angehörten; aber viele sind noch erhalten und vielleicht viele überhaupt noch nicht entdeckt. Aus der Steinzeit sind Funde aus den Kaminbergen bekannt. Ein Bronzedepotfund wurde auf der großen Insel im Niedersee gemacht. Ein geschütztes Urnensfeld befindet sich im Übergangstale vom Kamin zum Niedersee. Ein alter Wendenwall liegt am Westufer des Niedersees, ein anderer auf dem Buchenwerder im Papenzinsee. Ein Schwert zeugt davon, daß die Wikinger auf ihren Fahrten von der Ostsee im Tal der Grabow bis in diese Gegend vordrangen. Zwei Einbäume wurden von Fischern aus dem Kaminsee herausgeholt, und sie behaupten, daß in diesem See Pfahlbauten gestanden haben.

Doch alle diese Dinge erschließen sich nur dem kundigen Auge. In der Zwischenzeit haben schaffende Hände Neues erstehen lassen. Ab und zu erinnern nur noch Flurnamen an die Vergangenheit. So hatte das Gut Eulenkaten in der Nähe des Berges einen recht bezeichnenden Namen. War doch der Schrei des Uhus nachts in den Wäldern um den Steinberg nicht selten. Es ist daraus die Siedlung Johanneshof geworden. Fleißige Bauern ringen dem Boden mehr ab als er früher trug.

Diese Siedlung mit ihrem einsam gelegenen Friedhof kann ein Beispiel sein, wie neue schöne Naturbilder entstehen. Sie gewährt auf dem abwechslungsreichen Gelände mit seinem kleinen See, dem ehemaligen Gutspark, mit manchen seltenen Pflanzen, zutraulichen Schwalben und Singvögeln den Eindruck traumhafter Stille. Besonders schön ist es, wenn die Allee der Rotdornbäume blüht. Bilder vergangener Tage, durch vorgeschichtliche Funde geweckt, steigen auf. Leise rauschen im Winde verklungene Sagen, die gerade in der Gegend des Steinberges zahlreich zu finden sind.

III. Unsere heimischen Volkserzählungen der Gegenwart.

Von E. Koglin.

Zu allen Zeiten besaß unser Volk neben den vielen wertvollen Sitten und Bräuchen auch einen großen Schatz von Erzählungen, die als Spiegel seiner Seele, seiner Gedanken und Wünsche aus der Tiefe des Volkstums kamen und sich fast ausschließlich durch mündliche Weitergabe durch die Jahrhunderte erhielten und verbreiteten. Viele mögen in großen Notzeiten versunken und vergessen sein; dafür kamen andere hinzu, denn es fanden sich immer wieder schöpferische Erzähler, die Neues formten und schufen, weil ein Verlangen danach vorhanden war, das befriedigt werden mußte.

Wurde diese Volkskunst später auch wenig beachtet, ja oft wohl verlacht oder bekämpft, im Verborgenen blühte sie weiter, bis mit Musäus, Herder, Tieck, Brentano und den Gebrüdern Grimm eine rege Sammel- und Forschungstätigkeit einsetzte, um das Erzählgut des Volkes festzuhalten und zu würdigen. Wir verdanken es in Pommern besonders Temme, Knoop, Jahn und Haas, daß es bei uns vor dem Vergessen bewahrt blieb.

Es muß nämlich gesagt werden, daß die Erzählfreudigkeit und damit die Kenntnis des alten Erzählgutes im Volke schwindet. Wir dürfen uns darüber nicht wundern; das Bedürfnis danach ist nicht mehr so stark vorhanden, seit die alten Pflegestätten der Volkserzählung allmählich verschwanden, die Geselligkeit andere Formen annahm, Zeitung, Kino und Rundfunk andere Möglichkeiten der Unterhaltung boten und besonders die zunehmende Lesefertigkeit das Erzählen teilweise überflüssig machte.

So wird heute viel weniger erzählt als früher, allerdings wird dafür aber häufiger vorgelesen. Die mündliche eigen schöpferische Darbietung muß schon deshalb zurücktreten, weil die Darstellungsweise der meisten Erzähler sich mit der des jetzt reichlich vorhandenen Lesegutes nicht messen kann.

Während einerseits in zunehmendem Maße die Volks- und Schülerbüchereien der Notwendigkeit entheben, Phantasie und Erfindungsgabe zu betätigen, trägt andererseits die Umgestaltung der geistigen Haltung, nämlich die Zurückdrängung des Aberglaubens und die bessere Kenntnis der Naturvorgänge stark dazu bei, die Stoffe und Motive einzuschränken und dadurch der Entstehung neuer Erzählungen den natürlichen Boden zu entziehen.

Erzählen setzt eine aufnahmewillige Zuhörerschaft voraus; ohne sie wäre es sinnlos. Es kann nur gedeihen, wenn durch den Zwang der Verhältnisse eine gleichgestimmte Gemeinschaft vorhanden ist, die ein Bedürfnis nach solcher Unterhaltung hat. Solch eine Gemeinschaft bildeten z. B. die Spinnstuben, die noch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in vielen Dörfern und kleinen Städten zu finden waren. Daneben fand es in den Nähstuben, beim Federnreihen, in den Herbergen der Wandernden und in den Gaststätten für die Frachtfuhrleute Heimat und Pflege, wenn an den langen Herbst- und Winterabenden die Langeweile die Gemüter zu überfallen drohte.

Die einseitige Betätigung der Hände, die fast ganz mechanische Beschäftigung, das Verharren auf demselben Platz, die erzwungene Muße — alles drängte geradezu nach einer ablenkenden und aufmunternden Unterhaltung. Neben Rätseln, Witzen, Scherzfragen und gemeinsamen Liedern mußte das Erzählgut eine solche bieten, da, selbst wenn Bücher vorhanden waren, bei der mangelhaften Beleuchtung durch Kienspan, Kerze oder Kaminfeuer ein Vorlesen fast gänzlich ausgeschlossen war. Aber Erzählen ist eine Kunst, die nicht jeder beherrscht. Es ist dazu

auch bei einfachster Gestaltung des Vortrags immer ein gewisses Maß von Erfindungs- und Vorstellungskraft, Sprachgewandtheit, Logik oder mindestens ein gutes Gedächtnis notwendig. Darum waren es in jeder Gemeinschaft immer nur wenige, die diese Kunst tatsächlich ausübten. Sie waren geschätzt und beliebt, ja gewissermaßen unentbehrlich.

Man darf freilich ihre Darbietungen nicht mit denen unserer großen Märchen- und Sagenerzähler messen. Solche Ansprüche stellten die Zuhörer auch gar nicht. Ihnen genügte es, wenn für fröhliche Unterhaltung und seelische Erregung gesorgt war. Erzähler sind heute in der Hauptsache die älteren und ältesten Leute. Die gleichen, zahlenmäßig nicht umfangreichen Motive erscheinen immer wieder. Noch ist eine beträchtliche Menge von diesem Erzählgut vorhanden.

Auffallend gering ist die Zahl wirklicher Sagen, besonders geschichtlichen Inhalts. Sie sind meistens nur als Trümmer vorhanden, vielfach wohl erst gar nicht zur Ausgestaltung gekommen. Wo sie an einen bestimmten Ort anknüpfen, sind die Erzähler von ihrer Phantasie oft irreführt worden. Sie versuchen sich in den unwahrscheinlichsten Deutungen und Erklärungen und stellen unbekümmert die merkwürdigsten Beziehungen zu geschichtlichen Tatsachen her (vgl. Nr. 26 und 33).

Nicht selten gaben bestimmte äußere Erscheinungen Anlaß zur Entstehung von Erklärungen, welche dann als Sagen bezeichnet wurden. Eine Bodenfenkung wird gedeutet als eingestürztes unterirdisches Bauwerk, rötliche Farbe des Bodens als von vergossenem Blut herrührend, phosphoreszierendes Holz oder kalte Zugluft in einem Gewölbe als Geist.

Ein sehr beliebtes Motiv ist der wilde Jäger. Daneben nehmen auch die Erzählungen von Gespenstern und Totenerscheinungen einen außerordentlich breiten Raum ein. Dabei sind die Geister durchaus nicht immer an bestimmte Orte: Friedhöfe, Kreuzwege, Mordstellen usw. gebunden, obwohl diese natürlich zwecks Steigerung des Eindrucks bevorzugt werden. Die Gespenster nehmen bei ihrem Erscheinen alle möglichen Gestalten an, kommen als Huhn, Taube, Gans, Kaze, Hund vor (vgl. Nr. 20 und 41), wohnen in einem Rock, Strick, Sack u. dgl. oder verwandeln sich und belästigen die Vorübergehenden ohne erkennbare Ursache. Tote aber wollen durch Spruch und Vers erlöst werden, verlangen ihnen Gehöriges oder dringen auf Beseitigung eines Fehlers bei ihrer Bestattung (vgl. Nr. 8 und Nr. 20).

Der Glaube an übersinnliche Dinge tritt stark hervor, ebenso der Aberglaube hinsichtlich des Verrufens und Verhexens. Hierher gehören auch die Erzählungen vom Alf, vom Rotjacketen usw., welche Segen und Unsegen, Erfolg und Mißerfolg, Krankheit und Tod von bestimmten, oft geheimnisvollen Ursachen herleiten wollen (vgl. Nr. 15, 16, 37 ff.).

Gerade der Aberglaube hat, unterstützt durch Sinnestäuschungen, viele Erzählungen dieser Art entstehen lassen. Herrenlose oder wil-

dernde Hunde und Katzen, aufgeschrecktes Wild, eigenartige Formen von Bäumen und Sträuchern gaben im Dunkel der Nacht solchen Gemütern Anlaß zu einem Erlebnis, das zwar nur ein Erzeugnis ihrer eigenen Furcht war, aber als wirkliche Tatsache in ihrem Bewußtsein feststand. Nicht immer fand sich sogleich eine solche harmlose Aufklärung, wie es die Erzählungen in Nr. 58 so humorvoll zeigen.

Häufiger noch sind solche Erzählungen frei erfunden, nur um zu unterhalten oder Gruseln zu erzeugen. Ein Spötter fand ernsthafte Gläubige. Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zur Schnurre und zum Schwank. Tiergeschichten gibt es kaum noch; die hier gebrachten sind der Volksagensammlung von Jahn entnommen.

Im allgemeinen sind Erfindungs- und Gestaltungskraft der meisten Erzähler gering. Daraus erklärt es sich, daß an so vielen Orten dasselbe Erzählgut gebracht wird, welches vor vielen Jahrzehnten einmal von einem Wanderer, einem Seefahrer, oder einem Fuhrmann aus einer fremden Herberge mitgebracht wurde, wie wir es heute an den Wägen der Geschäftsreisenden beobachten können. Diesfach allerdings hat auch der Wechsel der Bevölkerung die Übertragung und Wanderung der Erzählungen gefördert. Solche Wanderungen der Motive oder ganzer Sagen können aber wertvolle volkstums- und siedlungsgeschichtliche Ausblicke gestatten, wenn z. B. bestimmte Ruhepunkte solcher Sagen in verschiedenen Teilen Pommerns und Deutschlands herausgestellt werden (vgl. Anm. Nr. 7). Hier gerade arbeitet die Volkskunde noch, um Verpflanzungen eines Volksgutes zu erkennen und mit diesen Erkenntnissen dem einzelnen sein Verbundensein mit Stamm und Volk bewußt zu machen.

Da die meisten Erzähler sich auf die Wiedergabe des Gehörten beschränken, kann es vorkommen, daß ihr Gedächtnis sie im Stiche läßt und sie die Geschichte nur in Bruchstücken berichten, sei es, daß Voraussetzung und Begründung fehlen oder der Verlauf nicht genügend entwickelt ist (vgl. Anm. Nr. 18). Andererseits wiederum lassen sie sich von dem Bestreben, ihre Zuhörer zu fesseln, so fortreißen, daß sie verschiedene Einzelerzählungen zu einer Gesamthandlung vereinigen, obwohl es nicht immer gelingt, eine überzeugende Geschlossenheit und Folgerichtigkeit herzustellen (vgl. Nr. 32 und Anm. Nr. 44). Es kommt ihnen auch nicht auf die sprachliche Ausgestaltung an; sie berichten vorwiegend Tatsachen.

Einzelne Erzählungen verraten ein gewisses Können. Mit Rücksicht auf die Wirkung werden sie oft als eigenes Erlebnis ausgegeben oder auf bestimmte Personen zurückgeführt, um die Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Zur Vertiefung des Eindrucks erfolgt auch eine Einstimmung durch Angabe von Ort und Zeit. Andererseits wird auch das Ganze nach Möglichkeit verdunkelt, um eine Nachprüfung zu verhindern, durch welche die Illusion zerstört werden könnte. Dann spielt die Handlung in längst vergangenen Zeiten und an unbestimmten Orten.

So entstehen die „Sagen“, die dann aber durch fähige Erzähler oft eine neue Ausgestaltung erfahren oder vom Sagenforscher durch Sagenvergleichung leicht bestimmt bzw. ergänzt werden können.

Aus vorhin angeführten Gründen ist, wie schon früher angedeutet, das Interesse für die Volksagen und -erzählungen bei der Allgemeinheit stark zurückgedrängt. Viele von ihnen werden mit Rücksicht auf ihre Motive und die Art ihres Inhalts heute auch geringschätzig als Aberglaube abgelehnt. Geringschätzung und Spott aber sind der Tod der Volkserzählungen. Die Erzähler fürchten, sich lächerlich zu machen und schweigen darum lieber.

Manche Dörfer und Kleinstädte scheinen völlig stumm zu sein. Der Sammler begegnet nur der ständigen Antwort: „Bei uns gibt es keine Sagen“. Aber Beharrlichkeit führt auch hier zum Ziel. Allmählich öffnen sich Herz und Mund, wenn alle Darbietungen mit Wertschätzung angenommen werden, auch Bruchstücke und Unzulängliches. Vielfach sehen die Ortseinwohner ihr Erzählgut gar nicht als solches an und verstehen erst allmählich, was gewünscht wird.

Noch eins ist beim Sammeln zu bedenken: Erzählen ist eine Angelegenheit der Stimmung und der passenden Gelegenheit; es läßt sich nicht befehlen. Da muß der rechte Augenblick erfaßt werden, wenn durch irgend einen Anlaß die Erinnerung wach wird. Solche Gelegenheitserzählungen sind die wertvollsten und ursprünglichsten, sowohl inhaltlich als auch sprachlich. Sie müssen festgehalten werden.

Wertvolle Mitarbeiter beim Sammeln des Erzählgutes sind die größeren Schüler, besonders wenn sie angeleitet werden, ständig auf jede Gelegenheit zu achten und das Gehörte wortgetreu aufzuschreiben, auch in der Mundart. Ebenso wichtig ist, festzustellen, ob eine Erzählung allgemein bekannt oder nur Einzelerfahrung ist, woher sie stammt. Dann erst erhält sie für den Volkstumsforscher Wert. Er kann die Rhythmik der Volkssprache erfühlen, wichtige Gesetze der Volksseele und ihrer Ausdrucksformen feststellen, den Wanderungen und der Urheimat nachspüren und die Volkstumszugehörigkeit erkennen.

Aus dem Gefagten geht hervor, daß die noch immer zu findende Geringschätzung der Volkserzählungen keine Berechtigung hat, mögen diese auch noch so einfach sein. Dieser im Verborgenen noch sprudelnde Quell darf nicht durch Mißachtung verschüttet werden.

Das hier gebotene Sagenheft verfolgt nicht nur den Zweck, das bei uns vorgefundene Erzählgut festzuhalten und der Allgemeinheit zugänglich zu machen; es will auch das Interesse dafür wecken, zur Sammeltätigkeit anregen und die Erzählfreudigkeit fördern. Volkserzählungen sind ein Stück der Heimat; stärker wird die Bindung der Menschen an Volk und Scholle, wenn die Heimat spricht.



Blick von den Sydower Höhen auf den Niedersee

IV. Sagen und Erzählungen in und um Pollnow.

1. Die wilde Jagd am Niedersee.

Am Niedersee bei Sydow wurde im vorigen Jahrhundert viel Kalkbrennerei betrieben. Dabei war auch ein alter Arbeiter beschäftigt, der besonders nachts die Öfen versehen mußte. Er hatte sich am Waldrande eine Schutzhütte gebaut und wärmte sich an einem Feuer. Gern briet er sich dabei Fische, die er im Niedersee oder in der Radue fing.

So ging er einmal spätabends — es war im Mai — noch nach dem Fluß, um mit einem Senkneß ein paar Barsche zu fangen, die in Scharen auf- und abwärts schwammen. Eine Kienfackel gab ihm das nötige Licht.

Da hörte er es plötzlich in der Ferne laufen und brausen. Dunkle Wolken bedeckten schnell den Himmel; laute Rufe erschallten; Hunde kläfften und Geheul ertönte. Da wußte er, daß die wilde Jagd im Anzuge war. Er warf das Netz hin und fing an zu laufen, um zur Hütte zu kommen, stürzte, sprang wieder auf und jagte weiter. Die wilde Jagd aber kam rasend schnell näher. Auf einmal war um ihn ein fürchterliches Getöse. Es knallte und klatzte über ihm und neben ihm. Die Bäume peitschten im Sturm, und es dröhnte, als wenn viele Pferde vorbeijagten. Links und rechts neben sich sah er unheimliche Schatten und hörte Krelschcn, Juchcn, Schreien und wildes Gelächter.

Da sprang aus dem Gebüsch mit einem ungeheuren Sahe ein riesiger Hund — oder war es ein Wolf? — und jagte neben ihm her. Kalt lief es ihm über den Rücken, und seine Haare sträubten sich. Endlich sah er sein Feuer; er war bei seiner Hütte. Mit keuchendem Atem sprang er hinein. Der Hund blieb davor stehen und starrte ihn mit geöffneter Maule, heraushängender Zunge und glühenden Augen an.

Der Mann sah still und sagte kein Wort; aber er sah das Tier ebenfalls unverwandt an. Auf einmal erschallte ein gellender Pfiff. Mit einem gewaltigen Sprunge war der Hund verschwunden; das Getöse verklang in der Ferne, und es wurde wieder ganz still.

Den Schrecken aber hat der Alte lange Zeit nicht vergessen können, und es mußte jezt des Nachts immer jemand bei ihm bleiben.

2. Der wilde Jäger bei Guxmin.

Diese Geschichte hat meine Großmutter erzählt, die hat sie von ihrem Vater gehört:

„Früher waren in Guxmin viele Schafe. Ein Schäfer mußte sie auf den Feldern und in der Heide hüten. Des Nachts blieben die Schafe oft draußen; der Schäfer aber hatte einen kleinen Wagen mit einem Dach. Darin hatte er sich aus Stroh und Decken ein Lager gemacht und schlief bei seinen Schafen. Er mußte auch nachts aufpassen, damit Wölfe oder Diebe ihm kein Schaf stahlen. Seine beiden großen Hunde halfen ihm, die Schafe zu bewachen. Weil der Schäfer nun schon alt war, nahm er gern seinen Tochterjohn mit. Der war ein mutiger Junge und hatte keine Angst, auch wenn er im Dunkeln allein war.

An einem Abend, als der Mond so hell durch die Wolken schien, lag der Großvater im Stroh und schlief ein bißchen. Der Junge sah vorn im Wagen und schaute hinaus nach den Schafen, die rundherum standen oder lagen. Auf einmal fing es in der Ferne an zu sausen. Ein Sturm brach los, und dicke Wolken jagten am Himmel vorüber, daß der Mond verdunkelt wurde. Der alte Schäfer wachte auf, rief die Hunde, die winselnd unter dem Wagen lagen und ging zu den Schafen. Der Junge aber blieb vorn im Wagen sitzen, lauschte auf den Sturm, sah, wie die Bäume sich bogen und freute sich über die jagenden Wolken.

Plötzlich hörte er im Brausen des Sturmes einen großen Lärm; es klang, als wenn Pferde trabten, Peitschen knallten, Hunde bellten und Männerstimmen riefen, und über ihm in den Lüften gellte ein wildes Pfeifen, Knallen und Blasen. Das machte ihm solchen Spaß, daß er auch anfang zu pfeifen; er tutete durch die hohlen Hände und rief: hallo! hallo! daß es schallte.

Da huschte auf einmal ein Schatten an ihm vorüber in den Wagen, schon stand auch ein riesengroßer Jäger vor ihm, der rief: „Jag' den Hasen heraus!“ Er sagte: „Hier ist doch kein Hase!“ Aber der Jäger rief wieder: „Jag' den Hasen heraus!“ Da langte der Junge in das

Stroh, faßte wirklich einen Hasen und warf ihn dem Jäger zu. Der griff ihn und rief: „Hast mitgerufen und mitgepfeifen; sollst auch mit teilen!“ riß den Hasen auseinander und schleuderte ihm die eine Hälfte zu. Dann war er verschwunden, und es wurde alles still.

Der Junge warf den halben Hasen unter den Wagen; denn er meinte, den könnten nachher die Hunde fressen. Als der Großvater kam, erzählte er sein Erlebnis. Der Großvater sagte nichts weiter, aber er hob das blutige Fleisch auf und legte es in den Wagen. Der Junge schlief nun ruhig ein.

Als er am andern Morgen aufwachte, sah der Großvater neben ihm im Wagen und hatte den halben Hasen in der Hand. Aber wie er genauer hinsah, war es kein Hase mehr, sondern ein Beutel voll Gold.“ — „So etwas erleben die Schäfer öfter“, sagt meine Großmutter, „darum sind die alle so reich“.

3. Dei will Jäger deilt.

Min Grotvoder was en Buer. Hei miijd gor tau geern up'd Jagd gohe un har sik uk ne halw Jagd pacht. Eis ging hei spod im Harwscht dirch dei Busch. Dat har all schnijjt. Hei sach wäle Spure im Schnei un dacht sik so: „Morje will'k doch eis werre gohe; dat mutt wat jäwe.“ Nu würd schummer.

Up eis suust un bruust dat dirch dei Böm; dat schüddelt är, dat dei Telse ma so schläuje un pitschte. Dat fung an to krijsche un to hülle; dei ganz Busch jischt un jankt un blasft. Grotvoder bleev stohe. Hei keek sik um, sach öwer nisch. Em würd öwer doch en hät gruglich. Hei dreiht sik um un wull no hus gohe; denn dei Larm würd immer düller.

Up eis jogd ut dem Busch eie nokt Wiio, sprung vor em up de Weg un leip dor entlang. Kort dorup kamm eie grot Keel mit Flint un Haut as en Jäger un är no. Nu bleev Grotvoder uk nich mehr stohe. Vörn leip dat Wiio, dorchinner hei un hinner är beids dei will Jäger. Grotvoder leip, wat hei künn, immer in dem Holtweg. Dor kunn em dei will Jäger nisch daune. Tolejt künn hei nich mehr. Hei jappt, dat hart schlaug em hät anne Hals. Dei will Jäger öwer immer hinner em. Dor bleev hei stohe, dreiht sik um un schreech: „Du, lot sinn! Dei halw Jagd is min!“

Dor bleev dei will Jäger uk stohe. Hei nikköppt. Dunn was hei weg; dat witt Wiio uk. Grotvoder ging no hus; hei was mehr dot as lebennig.

Am annere Morje was't klar Werre. Hei meik dat howdor up un wull rutseije. Dor lag eie halw nokt Wiio dorvör, midden dörch-räte. Hei stunn un bedacht sik, wo dat herkomme künn. Dunn full em in, dat hei to'm wille Jäger secht har: „Dei halw Jagd is min.“ Hei har dat jo anners meint; öwer dei will Jäger har no sine Jagd deilt.

4. Dei will Jagd in dei Jäger Schluht.

Min Grotvoder vertelt: „As hei noch eie Kind was, hätt hei sehr arbeide mißt. Sei wohnde dunn in Buckow. Hei un sin Mutter dede jede Wäk no Pollnow. Denn hier in Pollnow stunn mol bi dei Lohmähl ein Mähl; dorhen bröchte dei ganze Lüd ehre Rogge to'm Mühle. Dei Lüd mißde immer so lang wachte, bit dat Mehl fardig was, un dat duert immer sehr lang.

In ein Wäk ded min Grotvoder erst im Nächte von dei Mähl weg. Sei mißde dirch dei Jäger Schluht. An dem Owend was grad sehr grot Sturm. As min Grotvoder in dei Schluht weer, dor bellte eie Jun af Hunn, un Jägers dede scheite. Dor hätt min Grotvoder wißt, dat weer dei will Jagd. Hei truck an dei Karr, dat sei bloß rasch wegkeime. As sei all up dei Strot were, hätt dat in dei Luft noch immer so dunnert un knallt, dat dei Lüd in dei Hüß lope sind.“

Dort dunn an is min Grotvoder nie mehr mit weßt no dei Mähl.

5. Der kopflose Ketter in Gerbin.

In Gerbeen, säre de Lür, spökend dat immer im Busch. Dor föhr eis de Knecht vom Gaud no de Naglaffer Bohnhof mit Tuffle. Hei müßt bi dem grote Busch vörbi, dor wull hei vör sich hullt ashoje un dat mit no Hus nehme.

Un as hei dor so geiht, kamm en Schimmel, dorupp satt einer ohn' Kopp, dei hogt em doch en Ohrfig un denn reet hei werre los. Nu leip de Knecht, wat Tüch un Ledder hulle wull.

Seitdem wull keiner mehr in de Busch gohne.

6. Ein Fuhrmann sieht einen Toten.

Dor ungefähr fünfzig Jahren, so hat mein Vater mir erzählt, fuhren fünf bis sechs Gespanne von Pollnow nach Groß Karzenburg, um von der Brennerei Spiritus zu holen. Auf dem Heimweg bog einer von den Fuhrleuten, welche sonst hintereinander fuhren, vom Wege ab und fuhr im großen Bogen auf frisch gepflügtes Land. Die andern sahen sich um und riefen: „Wat mäkst du nu? Bist narrisch wurre? Wo wist du hen?“ Der kehrte sich aber an nichts; er fuhr ruhig auf dem gepflügten Lande weiter. Nach geraumer Zeit kam er wieder zu den andern auf den richtigen Weg zurück. Sie fragten ihn, aber er gab keine Antwort, sondern winkte immer ab.

Nach langer Zeit hat er dann meinem Vater auf seine Frage, warum er denn abgebogen sei, erzählt, der verstorbene Rittergutsbesitzer Dillmow von Prügig sei im Galawagen, mit vier Pferden bespannt, zu fahren gekommen, dem hätte er aus dem Wege fahren müssen. „Wil ji dat nich seih kinn, kunn ji ruhig tauföhre; juch

deed hei nisch. Awer ik sach em; ik mißt em ut dem Weg föhre, süste här hei mi öwerföhrt. Dat is nich jaut, wenn ma alles seih kann. Ik bin nämlich in ner Nijohrsnacht jebohre. Wenn 't sich irjend moke lätt, joh ik am Owend vör Nijohr tidig in't Bär un dede me öwer Näs un Ohre tau, dormit ik nisch heer un seih.“

7. Ein Werwolf wird erlöst.

Jeder Mensch kann sich mit Hilfe eines zauberkräftigen Riemens in einen Wolf verwandeln. Es ist das ein gewöhnlicher Ledergurt mit einer Schnalle, welcher unter allerhand Zauberkünsten aus dem Felle eines Wolfes geschnitten ist. Der Wolfsriemen hat neun Löcher. Schnallt ein Mensch ihn ins erste Loch, so ist er eine Stunde Wolf; nimmt man das zweite, dann dauert die Verwandlung zwei Tage usw., beim neunten Loch neun Jahre.

Nun hatte einst ein Mann, Karl Friedrich Spiegel, von einer Heze einen Wolfsriemen geerbt. Er ging mit ihm auf den Schulzenhof, wo noch andere Bauern versammelt waren, legte dort den Riemen um und spannte ihn ins vierte Loch. Vorher hatte er aber ausgemacht, falls er wirklich ein Wolf werden sollte, so möchten ihn die andern schnell beim Namen rufen; dann wird jeder Werwolf sofort wieder ein Mensch.

Kaum hatte der Mann aber den Gurt umgelegt, so sprang er auch schon als Wolf durch das Fenster und lief in den Wald. Da man ihn nicht mehr einholen konnte, so ließen die Bauern überall bekannt machen, man möge doch jeden Wolf Karl Friedrich Spiegel anrufen, vielleicht, daß man ihn so erlösen könne. Doch der Bauer blieb verschollen, und drei Jahre waren seitdem fast vergangen, ohne daß man wieder irgend etwas von ihm erfahren hätte.

Da fuhr eines Tages ein Mann zur Mühle und sah, wie sich gerade ein Wolf auf sein Pferd stürzen wollte. Er verlor aber nicht die Fassung und rief: „Kal Spejel, büst du dat?“ und da stand er auch schon vor ihm und sagte, alle Leute hätten stets so große Furcht vor ihm gehabt, daß keiner daran gedacht hätte, ihn anzurufen. Hätte er ihn jetzt nicht angeredet, dann hätte er noch so lange als Wolf herumlaufen müssen, bis das dritte Jahr zu Ende gewesen wäre.

Seine Hände aber waren von dem vielen Umherlaufen ganz wund geworden.

8. Der dreibeinige Schimmel.

Ein Bauer fuhr mit seinen zwei Knechten in den Wald. An einem Kreuzweg sahen sie einen dreibeinigen Schimmel, auf dem ein Mensch ohne Kopf ritt. Der eine Knecht rief lachend: „Was ist das für ein Biest!“

Auf dem Rückweg zog es diesen Knecht gewaltsam am Kreuzweg vom Wagen, und die Pferde gingen durch. Der Mensch auf dem

Schimmel erschien, hielt den Knecht fest und sagte, daß er als Geist ewig wandern müsse, weil er wegen einer Grenze einen falschen Eid geleistet habe. Er nannte dem Knecht einen bestimmten Tag, an dem er nachts um 12 Uhr kommen solle, sonst würde er ihn mit Gewalt holen.

Zitternd vor Angst ging der Knecht zur festgesetzten Stunde hin, aber er fand niemand. Mit einem gewaltigen Rauschen erschien plötzlich der Mann auf dem dreibeinigen Schimmel. Er sprang ab und ergriff die Hand des schreckensbleichen Knechtes. Dieser mußte mit ihm singen und beten; dadurch wurde der Mann erlöst. Zugleich war auch der dreibeinige Schimmel verschwunden.

Durch die Aufregung lag der Knecht sechs Wochen krank im Bett. Sein Haar war schneeweiß geworden.

9. Der dreibeinige Hase.

Ein früherer Besitzer des Silberhofes bei Pollnow ritt einmal in die Stadt, um etwas einzukaufen. Als er damit fertig war, ging er in eine Gastwirtschaft und trank bis in die Nacht hinein. Kurz vor zwölf Uhr ritt er nach Hause.

Als er am Galgenberge war, sah er ein Tier hinter sich laufen. Nach einer Weile erblickte er es neben sich und sah, daß es ein dreibeiniger Hase war. Nun wußte er, der Teufel war bei ihm, gab in seiner Angst dem Pferde die Sporen und jagte nach Hause. Hier brachte er rasch das Pferd in den Stall und legte sich zu Bett.

Am andern Morgen war er tot. Im Bett war ein großer, roter Fleck. Der Hase war wirklich der Teufel gewesen, der hatte ihn totgedrückt.

10. Die Unererdsches.

Bei dem Stubbenteich oder bei dem Chontitzsee haben früher Unererdsches gehaust. Alle Sonntagmorgen kamen sie aus ihren Höhlen hervor und tanzten am See, nachdem sie in ihm ihre Wäsche gewaschen und auf den Büschen aufgehängt hatten. Der Förster mit seinen Leuten hat sie oft gesehen.

Einmal hütete dort ein Schäfer seine Herde. Er aß gerade sein Desperbrot, als ein kleines Weiblein zu ihm trat und um ein Stück Brot für sich und ihre hungrigen Kinder bat. Am nächsten Tage sollte er es wiederhaben. Der Schäfer gab ein Stück Brot. Als er am nächsten Tage wieder dort weidete, überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Als er erwachte, lag in seinen Armen ein frisches, noch warmes Brot. Aber nun sind die Unterirdischen von diesem See fortgezogen.



Blick über Forth auf die Darbclower Berge

II. Die Bernsteinzwerge in Forth bei Pollnow.

Früher haben in den Bergen bei Forth Zwerge gewohnt. Die Leute nannten sie auch Unnererdsches und erzählten von ihnen, daß sie allerlei Schätze hätten und auch zaubern könnten. Aber man bekam sie sehr selten zu sehen, denn sie waren sehr scheu und führten ein geheimnisvolles Leben.

Einmal war ein Mann auf seinem Felde, das an die Berge grenzte, beim Mähen. Zur Mittagszeit brachte seine Frau ihm das Essen nach, Erbsen mit Speckschwarten, stellte den Topf an den Waldrand in den Schatten und ging dann wieder nach Hause, um die Kuh zu melken und die Kinder zu versorgen.

Nachdem der Mäher sein Schwad bis zum andern Ende des Feldes fertig gemäht hatte, ging er langsam im Schatten der Waldbäume zurück, um zu ruhen und zu essen. Da bemerkte er von weitem, daß sich beim Topfe etwas bewegte. Weil es so rot leuchtete, meinte er, es wäre ein Fuchs und schlich leise hinter den Sträuchern näher. Nun sah er mit Erstaunen, was sich da bewegte, das war kein Fuchs; das waren ja kleine Männlein mit langen Bärten und roten Kappen. Sie hatten den Deckel vom Topf gehoben und schnupperten mit den Nasen ganz vergnügt den aufsteigenden Dampf des Essens. „Ach, das sieht gut aus!“ sagte der eine. „Das riecht auch gut,“ meinte der andere. „Das schmeckt auch gut!“ rief der dritte, und jeder nahm nun einen Löffel voll, immer reihum.

Währenddessen war der Mäher vorsichtig ganz dicht herangekommen, ohne daß die Zwerge bei ihrer Beschäftigung ihn bemerkt hatten. „Ei, was für Süchlein sind da bei meinem Essen?“ sagte er plötzlich laut hinter ihnen. Erschrocken sprangen die Männlein auf und waren husch-husch-husch verschwunden. Aber eines hatte sein rotes Käppchen verloren. Der Mäher hob es auf. Es sah schon alt und recht schäbig aus. „Das ist zwar nur ein geringes Pfand“, sagte er, „aber besser als gar nichts“ und steckte es in die Tasche. Dann setzte er sich nieder und löffelte den Rest der Erbsuppe aus.

Als er gerade fertig war und noch den Löffel ableckte, fühlte er, daß etwas an seiner Jacke zupfte. Hinter ihm stand eins von den kleinen Männlein; aber es hatte keine Mütze auf und bat: „Gib mir meine Kappe wieder!“ „Ei“, rief der Mann lachend, „und was bekomme ich für meine schöne Erbsuppe, die ihr mir gemaust habt?“ Das Männlein sagte: „Du sollst viel mehr bekommen, als deine Suppe wert ist; aber gib mir auch meine Kappe wieder!“ „Dann laß einmal sehen, was du geben willst!“ erwiderte der Mäher. Nun führte ihn das Männlein eine kurze Strecke weiter in den Wald bis dahin, wo am Berge die große, alte Kiefer stand. Zwischen Steinblöcken und Wurzeln war hier eine Öffnung in der Erde wie bei einem Suchsbau. Das Männlein sagte: „Wart' ein bißchen!“ und verschwand in dem Loch. Bald aber kam es wieder und brachte ein großes Stück Bernstein, der glänzte ordentlich in der Sonne und sagte: „Das nimm für deine Erbsuppe!“ „Wenn ihr so gut bezahlt“, meinte der Mäher, „dann könnt ihr gern öfter von meinem Essen schmecken.“ „Dafür sollst du bedankt sein“, sagte der Zwerg. „wenn du mehr haben willst von diesen Steinen, dann komm nur um die Mittagsstunde vor unsere Tür und ruf hinein: Gib ab! Aber erzähl' es keinem andern und — komm nicht zu oft!“ Nun bekam er sein Mützchen und verschwand im Berge.

Der Mann ging wieder an seine Arbeit. Am Abend aber besann er sich nicht lange. Da er keine großen Reichthümer hatte und jeden Groschen gebrauchen konnte, trug er den Bernstein in die nahe Stadt, verkaufte ihn und bekam eine ganze Menge Taler dafür.

Don jetzt ab stellte er, wenn er aus dem Felde zu tun hatte, sein Essen absichtlich in das Gebüsch und freute sich, wenn er merkte, daß die Zwerge davon gegessen hatten. Wenn er einmal nötig Geld haben mußte, dann ging er zur alten Kiefer und rief in das Loch: „Gib ab!“ und jedesmal wurde richtig ein Stück Bernstein herausgeworfen.

Das ging lange Zeit so; er litt mit seiner Familie niemals mehr Not und konnte sich hin und wieder auch etwas Gutes leisten.

Als er aber einmal bei einer Hochzeitsfeier mit seinen Bekannten recht fröhlich war, kamen sie ins Reden und Prahlen. Da konnte er seinen Mund nicht halten und prahlte auch geheimnisvoll mit seinem Glück. Die andern wurden nun neugierig und setzten ihm solange mit

Redensarten und Fragen zu, bis er alles erzählte. Als sie nun durcheinander riefen, das wollten sie auch probieren, tat es ihm leid, daß er sein Geheimnis verraten hatte; aber nun war es zu spät.

Die andern gingen auch sehr bald hin, gleich mehrere auf einmal. Der erste rief: „Gib ab!“ und richtig wurde ein Stück Bernstein herausgeworfen. Nun rief der andere, und auch er bekam ein Stück. Als aber der dritte rief, tönte aus der Erde eine Stimme: „Heut ist 's genug!“ Die andern lachten ihn nun aus. Er aber fühlte sich betrogen und wollte nicht leer heimgehen. Darum rief er immer wieder, fing schließlich an, die Unterirdischen zu beschimpfen und warf Knüppel und Steine in das Loch. Doch alles blieb still. —

Noch oft hat sich der Mann geärgert, daß er zum Schwäger geworden war. Als er wieder zum Berge kam und sein: Gib ab! rief, zeigte sich kein Männlein mehr, er konnte rufen, soviel er wollte. Er ist noch oft hingegangen, hat Erbsuppe und anderes vor die Öffnung gestellt; es war alles vergeblich. Die Unterirdischen waren verschwunden, Bernstein bekam er nicht mehr, und die guten Tage waren vorüber.

Ja, ja, so kommt es, wenn man nicht den Mund halten kann.

12. Die Rache der Unterirdischen in Sydow.

Eine Bauersfrau in Sydow wunderte sich darüber, daß ihre stillen Kühe trotz des guten Futters schon lange so wenig Milch gaben. Endlich fragte sie die Dienstmagd: „Mädchen, warum gibt es immer so wenig Milch? Die Kühe bekommen doch gutes Futter und haben sonst doppelt soviel gegeben.“ „Ja, Mutter“, entgegnete die Magd, „ich habe mich auch schon gewundert. Wenn ich beim Melken die Milch in den Milcheimer geschüttet habe und drehe mich kaum einmal um, so ist schon die Hälfte davon verschwunden.“

„Dann tun das die nichtsnutzigen Dinger, die Unnereerdsken“, rief die Bäuerin erbost, „aber wartet nur!“ Damit lief sie in die Küche und setzte einen großen Kessel mit Wasser auf den Feuerherd. Als das Wasser kochte, trug sie den Kessel in den Kuhstall. Dort war in einer Ecke der Fußboden wie von einem Maulwurfs frisch aufgewühlt. Hier goß sie das brühheiße Wasser aus und sagte: „Die haben ihr Teil, die werden nicht wiederkommen!“ Vergnügt ging sie darauf wieder in die Küche zurück.

Nicht lange danach kam die Magd in den Stall. Da fühlte sie unten am Rock ein leises Zupfen und sah eine kleine Frau, kaum eine Spanne hoch. Die flüsterte: „Nimm alles, was dir gehört und mach, daß du vom Hofe kommst!“ Die Magd eilte auf ihre Kammer und sammelte voll Hast ihre Habseligkeiten zusammen. In ihrer Angst und Aufregung übersah sie manches. Doch da stand plötzlich die kleine Unterirdische neben ihr und zeigte ihr die vergessenen Sachen. Dann sagte sie: „Die unbarmherzige Bäuerin hat mir das Kind in der Wiege

verbrannt. Dafür wird sie jetzt bestraft. Jetzt aber mache, daß du wenigstens gerettet wirst!" Dabei schob sie das Mädchen zur Tür hinaus.

Kaum war die Magd vom Hofe herunter, so schlugen aus allen Gebäuden auch schon die hellen Flammen. Niemand wurde gerettet.

13. Die Rotjackten.

Alle Leute wissen noch von den Rotjackten zu erzählen, die früher hier und da bei Bürgern und Bauern in den Schlupfwinkeln der Keller, Böden, Ställe und Scheunen wohnten. Das waren kleine Leute von der Art der Heinkelmännchen, kaum mehr als fußhoch. Sie trugen rote Jacken und Kappen. Danach hatten sie auch ihren Namen bekommen.

Die Rotjackten halfen dem Besitzer, bei dem sie wohnten, bei der Arbeit und mehrten ihm Hab und Gut. Aber es wurde auch erzählt, daß sie dies oft von den Feldern und aus den Vorratskammern der Nachbarn stahlen. Doch nicht immer war ihre Hilfe ein Unrecht gegen andere. Wo sie wohnten, gedieh in Haus und Hof alles auf wunderbare Weise. Wenn jemand in der Wirtschaft besonders gut vorwärts kam, sagten neidische Nachbarn wohl: „Dei hätt uk ne Rotjackte!“

Für ihre Hilfe mußte man den Rotjackten auch „gut tun“, sonst zogen sie fort oder fügten den Menschen Schaden zu.

14. Ein Rotjackt hilft buttern.

Eine junge Bauernfrau konnte immer keine Butter fertig bekommen. Sie mochte es beim Buttern anstellen, wie sie wollte, immer war im Butterfaß nur Schaum. Zuerst wunderte sich ihr Mann darüber; dann murrte er, und zuletzt fing er an zu schelten; denn er meinte, sie wäre Schuld daran, weil sie sich keine rechte Mühe gäbe. Die Frau wurde über ihr Mißgeschick zuletzt ganz verzweifelt. Als ihr die Butter wieder einmal nicht geriet, fing sie bitterlich an zu weinen.

Da raschelte es plötzlich in einer Ecke und als sie hinsah, erblickte sie ein kleines Männlein, das hatte eine rote Jacke an. Es kam langsam näher und sprach: „Liebe Frau, warum weinst du?“ Die Frau konnte vor Staunen zuerst gar nicht sprechen, und das Männlein fragte noch einmal: „Warum weinst du?“ Da antwortete sie: „Ich krieg doch immer keine Butter fertig; soll ich darüber nicht weinen?“ Da sagte das Männchen: „Lege ein Stückchen rotes Zeug in das Butterfaß, dann wirst du Butter bekommen!“

Die Bauernfrau wußte nicht, daß das Männlein einer von den Rotjackten war, denn sie hatte noch nie einen gesehen. Darum sagte sie: „Ach, du kleiner Mann, du verstehst doch nichts vom Buttern; was soll so ein Lappen helfen?“ Das Männlein aber tat sehr wichtig und

sprach: „Tu nur, was ich dir sage; es wird schon helfen! Ich bin doch der Rotjackte!“

Nun holte die Frau wirklich ein rotes Lappchen herbei und legte es in das Butterfaß. Nach einem kleinen Weilchen hatte sie richtig schon fertig gebuttert. Sie öffnete das Faß und sah zu ihrer Freude einen ganz großen Klumpen Butter, die war dazu noch von der besten Sorte.

Als ihr Mann die schöne Butter sah, war er sehr zufrieden und meinte, sein Schelken hätte geholfen. Die Frau aber wollte das nicht auf sich sitzen lassen und erzählte ihm, wer ihr geholfen hatte. Da sagte ihr Mann: „Wenn dir der Rotjackte hilft, dann muß es dir schon glücken. Aber es braucht 's keiner weiter zu wissen.“

Von jetzt an hatte die Frau keine Mühe mehr mit dem Buttern; es geriet ihr jedesmal. Hin und wieder kam das Männlein und sah ihr zu und bat dann auch um ein Stückchen Butter. Das gab die Frau ihm gern zum Dank. Denn wenn sie jetzt mit ihrer Butter auf den Markt kam, konnte sie den höchsten Preis fordern; trotzdem liefen die Hausfrauen ihr schon entgegen und rissen sich darum, so gut schmeckte sie.

15. Eine Rotjackte rächt sich.

Es war zwei Tage vor Weihnachten. Alle Hausfrauen waren eifrig beim Backen. Der Backofen stand etwas abseits, wo hinter den Gärten das Feld anging. Rundum standen kahle Kirschbäume, und hinter dem alten Bretterzaun wuchsen ein paar krüppelige Tannen. Troßdem es Winter war, wurde der Backofen jetzt nicht kalt. Tag und Nacht wurde gebacken; wenn eine Mutter das Brot aus dem Ofen zog, hatte eine andere ihren Teig schon wieder bereit. Holz und Strauch wurden gebracht, und das Feuer brannte von neuem. Das Heizen besorgten aber meistens die Männer oder die jungen Burschen; sie hatten jetzt im Winter ja Zeit genug.

Nun war es schon spät in der Nacht, da heizte ein junger Bursch den Ofen, während zu Hause seine Mutter den Brotteig knetete. Er steckte tüchtig Strauch hinein; die Glut leuchtete durch die Nacht, und er saß davor und wärmte sich. Da kam hinter den Tannen ein kleines Mädchen hervor, das war mit einer roten Jacke bekleidet. Das Mädchen fing an zu tanzen und zu hüpfen; bald war es vor ihm, bald hinter ihm, bald in der Glut, bald auf dem Backofen. Dabei machte es so drollige Sprünge und verrenkte den Körper so komisch, daß der Bursch zu lachen anfangte. Dann verspottete er es und machte ihm nach. Das kleine Mädchen sprang immer wilder herum, und er merkte, daß es zornig war. Nun ärgerte er es noch mehr und warf zuletzt mit Knüppeln nach ihm. Da drohte es mit der Faust und verschwand plötzlich.

Am nächsten Tage erzählte er den andern sein Erlebnis und machte

vor, wie das Mädchen getanzt hatte. Da sagten die Alten: „Das war eine Rotjacke; das ist nicht gut, daß du sie geärgert hast.“ Und sie hatten Recht; denn von der Zeit an war es mit dem Burschen nicht richtig. Er wurde krank und konnte nicht mehr arbeiten. Zuleht war er nur noch Haut und Knochen und so schwach, daß er beständig im Bett bleiben mußte. Nach einem Jahr, genau an demselben Tage und um dieselbe Stunde, in der ihm die Rotjacke gedroht hatte, starb er.

16. Der Geist in den Darbelower Bergen.

Die Darbelower Berge, die man auch die „Zwölf Apostel“ nennt, sind den Menschen schon seit Jahrhunderten eine unheimliche Gegend gewesen. Holz- und Beerenjammler, Briefträger, Hirten und nächtliche Wanderer haben hier die wunderbarlichsten Dinge erlebt.

In diesen Waldbergen wohnte nämlich ein Geist. Er erschien den Menschen in den verschiedensten Gestalten. Manche sahen ihn als einen großen, grauen Mann mit einem großen, grauen Hunde, andere als Reiter ohne Kopf oder als ein kleines Männchen mit einem spitzen Hut. Oft ritt er auf einem Stier, dann wieder auf einem Ziegenbock durch die Gegend. In der Dunkelheit kam der Geist wohl auch als schwarzer Hund, oder er wurde zu einem unheimlichen Wesen, das den Menschen auf den Rücken sprang, sie würgte und sich tragen ließ, bis sie, in Schweiß gebadet, fast zusammenbrachen. Er riß die Pilz- und Beerenfächer unermutet an den Haaren und erschreckte die Kienfächer. Tags machte er den Hirten das Vieh wild, daß es sich in toller Jagd zerstreute; nachts öffnete er die Ställe, so daß die Tiere in die Wälder und Felder liefen und mit großem Ärger lange gesucht werden mußten. Wo er es noch gut meinte, sagte und haßte der Geist über Nacht Holz, aber mit soviel Spektakel, daß die Leute nicht schlafen konnten.

Die Menschen haben darum oft versucht, ihn zu bannen; aber es gelang immer nur auf kurze Zeit. Er erschien bald wieder und trieb dann sein Unwesen nur noch schlimmer. In der letzten Zeit jedoch hat man nichts Genaueres von ihm gehört; aber recht geheuer ist es in den Bergen auch heute nicht.

Manche Leute meinen jetzt auch, der Geist eines verstorbenen Herrn gehe dort um, um nach dem Rechten zu sehen und Diebe zu erschrecken.

17. Der Alf am »Hlepaul« bei Pollnow.

Nach dem Glauben der Leute ist der Alf ein Hausgeist wie der Rotjacke. Er stiehlt für seinen Herrn allerlei zusammen und macht ihn reich. Er zieht durch die Luft als funkenprühender Blutstreifen oder als feuriger Drache und verschwindet im Schornstein.

Wer den Alf ziehen sieht, kann ihn zwingen, von seinem Raube etwas abzugeben, indem er ruft: „halo Part!“ oder „hull Deilung!“

Er läßt dann von dem, was er trägt, etwas fallen. Man muß dabei aber unter einem Dache stehen, sonst bewirft er den Rufer mit Läusen oder Unrat.

Vor ungefähr sechzig Jahren wollte ein Handwerksmeister aus Pollnow im Herbst noch spät am Abend in Geschäften über Land gehen. Seine Frau und andere Angehörige, welche zugegen waren, rieten ihm ab, so spät zu gehen. Vor Mitternacht könne er nicht zu Hause sein und er wisse doch, die Nacht sei keines Menschen Freund. Er aber lachte und sagte: „Wat kann me passiere, me deet keie Minsch un kein Düwel wat.“ Er ging, nahm jedoch, weil alle zuredeten, die Laterne mit.

Als er auf dem Rückwege bei dem „Hlepaul“ war, erschien der Alf über ihm, feurig und leuchtend. Er nimmt rasch seinen Kruckstock, schlägt einen Kreis um sich und ruft: „halo Part!“ Da fängt es an zu rasseln und zu poltern, als wenn Steine herunterfallen. Seine Laterne wird zerschlagen, und er ist ganz im Dunkeln.

Er geht ganz zerschlagen nach Hause. Wie er in die Stube tritt — seine Frau hat auf ihn gewartet — ruft sie ganz erschrocken aus: „Minsch, wo siehst du ut? Wat is de passiert? So räd doch?“ Er hat nur den Kopf geschüttelt und mit der Hand abgewinkt.

Nach langer Zeit erst hat er sein Erlebnis erzählt und gesagt, keine Macht der Erde bringe ihn mehr dazu, nochmals des Abends so spät auszugehen.

18. Wie der Kulengraben bei Großreeß entstand.

Es war vor so vielen Jahren, daß sich niemand mehr genau erinnern kann, zu welcher Zeit es wirklich geschehen ist. Der Wind ging zwar schon damals über die Felder wie heute und sang oder stöhnte in den Kiefern und Tannen, die kraus und schwarz auf den Bergen zum Himmel emporwuchsen. Auch die Sonne schien, und die Wolken zogen am Himmel dahin und tränkten die Erde mit Regen.

Aber in den Sturm Nächten jagte der wilde Jäger mit seinem Gefolge durch die Lüfte; in den Bergen und Schluchten hausten still die Unterirdischen, und die Wölfe heulten in den dunklen Wäldern.

Schon lange wohnten auch Menschen in der schönen Talebene, in der heute Straße und Eisenbahn von Pollnow aus an den Bergen, die man die Zwölf Apostel nennt, vorbei ihren Weg in die Welt suchen.

Der breite Graben, der heute die Ebene bei Großreeß der Länge nach durchzieht — er wird Kulengraben genannt —, war aber noch nicht vorhanden, auch nicht die liebliche Waldschlucht, in der heute der Reehar Bach die alte Walkmühle treibt, um dann in vielen Windungen eilig hinab zur Grabow zu springen. Das stille Tal gab den Menschen reichlich Korn und Brot, auch gute Weide für ihr Vieh, und sie wußten auch sehr wohl, daß sie diesen Segen vor allem den Unsichtbaren in den Lüften und in den Waldbergen verdankten. Gern sahen sie darum

die Spuren der Kleinen aus den Bergen auf ihren Feldern; sie neigten sich ehrfurchtsvoll, wenn das himmlische Heer durch die Lüfte brauste, und wenn sie das Getreide vom Felde holten, ließen sie mit Weihewünschen die letzte Garbe zurück als Opfer für den „Alten“.

Allmählich aber wurde das anders. Ein Fremder war ins Tal gekommen, arm und still. Er durfte sich am Waldrande eine Hütte bauen und in Feld und Wald und Wasser seine Nahrung suchen. Da er sich hier und da nützlich machte und half, war er gut zu leiden, nur — daß er die Holden und Unholden nicht achtete und gering von ihnen sprach, gefiel den Bewohnern nicht. Aber allmählich war sein Wesen doch in manchem zu merken, besonders bei dem jungen Volk, das die Ehrfurcht vor dem Glauben und Brauch der Alten mehr und mehr verlor. Vergeblich mahnten und warnten die Alten. Man murrte, wenn man den Himmlischen Spenden sollte; man lachte über die Unterirdischen; Weidevieh zertrat ihre Hänge, und lauter Lärm der Buben verschlechte sie. Ja, ihr geheimnisvoller Born auf dem Deefkenberge wurde manchmal böswillig verunreinigt.

Aber auf die Dauer ließen sich die Heimlichen in den Lüften und in der Erde doch nicht ungestraft verhöhnen. Das Korn stand in der Reife, als das große Unglück über das Tal kam. Über den Waldbergen erhob sich eine schwarze Wolkenwand; grelle Blitze erhellten die schwüle Sommernacht; lauter und lauter grollte die Stimme des Donners. Immer näher schob sich das Gewitter auf das Tal zu, in dem jetzt die Menschen mit Bangen sich unter ihre niedrigen Dächer drückten. Und dann brach das Unwetter los mit furchtbarer Gewalt, mit Sturm, Regen und Hagelschlag. Gewaltige Wassermassen überfluteten die Felder und sammelten sich in der Mitte des Tales zum tobenden Strome. —

Endlich — endlich kam nach der schrecklichen Nacht der Morgen; das Gewitter verzog sich; der Regen hörte auf, und friedlich strahlend erschien die Sonne wieder. Aber nun kam über die verängstigten Menschen ein neuer Schrecken: der wilde Strom im Tale wurde immer stärker und stärker. Er stieg bis an die Häuser und Ställe und führte schon hier und da Hausrat und Vieh mit sich. Die Menschen mußten bergen und retten.

Der Tag verging, das Wasser strömte weiter. Ein neuer Morgen kam nach banger Nacht; unvermindert tobte die Wasserflut durch die Ebene und durch den Wald dem Grabowtale zu. Tiefer und tiefer wurde die Erde ausgewaschen, daß die Hänge schroff zum Wasser abfielen. Hohe Tannen, dicke Buchen und starke Eichen verloren mit dem Erdreich ihren Halt und stürzten krachend in die Strömung, die brausend über sie hinweg ging.

Woher kam nur der wilde Wasserstrom? Warum wurde er nicht schwächer, obwohl ihn schon längst kein Regen mehr speiste? Man suchte und forschte nach der Ursache.

Endlich entdeckte man, daß die Flut aus jenem Born der Unterirdischen auf dem Deefkenberge quoll; der mußte also verstopft werden. Alles, was arbeiten konnte, machte sich daran, den Unglücksquell mit Steinen, Strauch und Erde zuzuschütten. Aber alle Mühe war vergeblich; es schien vielmehr, als ströme das Wasser nach jedem Versuch, es einzudämmen, nur noch stärker hervor. Mutlos ließen die Menschen schließlich die Arbeit ruhen. Sie wußten nun, das war die Rache der Unterirdischen für alle Störungen und Verhöhnungen.

In Wut und Haß suchten sie den Fremden. War er es nicht gewesen, der zuerst über die Heimlichen gespottet und sie geschmäht hatte? Er war schuld an dem Unglück; er mußte sterben. Doch wo seine Hütte gestanden hatte, gähnte jetzt eine tiefe Schlucht, in der das Wasser über gefällte Baumstämme schäumte, und jeder fühlte, daß hier die Rache nicht mehr nötig war.

Aber die Quelle mußte doch geschlossen werden, sonst versanken bald alle Felder und Hütten im Wasser; dann waren Haus und Heimat verloren. Da gingen sie zu der alten Ahne, der weisen Helferin des ganzen Tales. Sie kannte alle heilenden und todbringenden Wurzeln und Kräuter; ihre Sprüche halfen in mancherlei Krankheit bei Menschen und Vieh; sie wußte auch um die Geheimnisse der Holden und Unholden; die fragten sie um Rat.

Lange schwieg die Alte und sann, schaute still über die Stehenden hinweg nach den Bergen, ehe sie endlich leise sagte, es müßte diesmal wohl etwas Besonderes geopfert werden, um den Zorn der Unterirdischen zu beschwichtigen; das Beste, was Menschen hätten, müßten sie in den Brunnen versenken. Da eilten sie, um ihre Schmucksachen und manche wertvolle Habe in den Quell zu werfen. Doch als die Alte das hörte, schüttelte sie den Kopf. Ob sie nicht wüßten, was der Kleinen in den Bergen größtes Begehren sei? Da wurden die Männer still, und die Mütter erblickten und hielten ihre Kinder fester im Arm. Scheu gingen sie auseinander, Furcht im Herzen und Mißtrauen in den Blicken.

Aber die Not stieg und drängte nach Abhilfe. Ein Murren und Gerdern ging lauter und lauter unter den Menschen um, umschlich die Hütten und sah mit ihnen abends am Herdfeuer, bis die übermüdeten Augen zufielen und die Wachsamkeit der Mütter einschlief.

Um die Mitternacht erhob sich leise die Ahne von ihrem Sitz und trat vor die Tür der Hütte; dort standen in der Dunkelheit schon einige Männer. Ein kurzes Flüstern war zu hören; dann verschwanden sie im Dunkel der Nacht.

Als der nächste Tag anbrach, gab es ein Staunen im ganzen Tale. Der wilde Strom war zum kleinen Wasserlein geworden, das unschädlich auf dem Grunde des breiten und tiefen Grabens, der nun in der Ebene sichtbar wurde, dahinplätscherte. Hoffend und zweifelnd standen die Menschen. War das Unglück nun auch wirklich vorüber? Bald

wußte es ein jeder: der Unheilsbrunnen war versiegt; die Felder wurden wieder trocken; man durfte wieder hoffen, arbeiten, ernten und leben.

Trotz der großen Schäden überall schallten frohe Rufe durch das Tal; sie übertönten das bittere Weinen einer jungen Mutter, die vergeblich ihr kleines Kindchen suchte, das über Nacht von ihrer Seite verschwunden war, als sie im schweren Schlafe der Ermüdung lag.

Der Sitz der Ahne blieb seit dieser Nacht leer. Eine Zeitlang fragten die Kinder noch nach ihr. Dann sahen die Alten jedesmal stumm hinauf nach dem Deefkenberg und geboten Schweigen. Doch ging fortan ein leises Raunen unter den Menschen, sie sei in jener Nacht, als sie den Zürnenden das Opfer brachte, auch hinabgeglitten in den Strudel, um Fürbitte zu tun für Heimat und Sippe.

Friedlich schaut seit vielen Jahrhunderten der Deefkenberg hernieder auf die Ebene, über die in ewigem Wechsel in jedem neuen Jahre Säen und Ernten, Blühen und Welken geht. Hoch ragen an der Waldschlucht die Eichen und Buchen zum Himmel empor. Die Not jener fernen Zeit ist längst vergessen.

Vergessen? Durch das Tal klingt eine alte Sage.

19. Eine Gestorbene nimmt den Bräutigam mit.

Ein Mädchen hatte sich mit seinem Bräutigam erzürnt und starb, bevor sie sich wieder versöhnt hatten. Nun ging der Bräutigam einmal abends am Friedhof vorbei. Da sah er plötzlich seine tote Braut vor sich stehen, die sprach ihn an und forderte, er solle an einem der nächsten Abende zu ihrem Grabe kommen und sich mit ihr vertragen. Zwei Abende ließ sie ihm Zeit dazu.

Er ging aber nicht hin, sondern blieb zu Hause auf der Ofenbank. Als er am dritten Abend wieder dort lag, hatte er keine Ruhe. Er fühlte, wie es ihn von der Bank zog und ging schließlich doch zum Friedhof, nahm aber seinen Bruder mit.

Als sie an der Friedhofsmauer waren, blieb der Bruder stehen. Er aber ging weiter. Plötzlich kam die Tote und nahm ihn mit; er wurde nicht mehr gesehen.

Seit der Zeit wanderte die Tote nicht mehr auf der Erde.

20. Das Küken am Rogoger Friedhof.

Drei Männer aus Rogog fuhren immer nach Pollnow zur Arbeit. Sie mußten schon immer sehr früh am Morgen los und an einem Friedhof vorbei.

Eines Morgens sahen sie da ein Küken. Der letzte Mann sagte: „Na, wat will dat Kike all heie?“ Das Küken flog ihm ins Rad. Er

mußte gleich anhalten. Wie er abgestiegen war und das Küken herausziehen wollte, wurde daraus eine große Gestalt. Diese gab ihm auf, einen Spruch zu lernen. Er sollte ihn vorwärts und rückwärts können und nach drei Tagen zum Friedhof kommen, um ihn dort zu beten.

Er hat es auch getan. Als er fertig war, sprach die Gestalt: „Nun bin ich erlöst!“ Es war sein Vater gewesen, der im Grabe keine Ruhe gefunden hatte. Von jetzt an erschien er nicht mehr.

21. Tod durch Erschrecken am Grabe.

In einer Spinnstube waren viele Mädchen und Burschen versammelt. Es wurden allerlei Gespenstergeschichten erzählt. Ein Mädchen behauptete dabei, es habe keine Angst und würde auch bei Nacht auf den Kirchhof gehen. Die andern wollten das nicht glauben und schließlich kam es zu einer Wette. Das Mädchen sollte sogleich hingehen und an einem bestimmten Grabe einen Pfahl einschlagen; den gaben sie ihm gleich mit.

Das Mädchen ging auch hin, und die andern folgten in einiger Entfernung nach. Auf einmal hörten sie vom Kirchhof her einen furchtbaren Schrei. Sie warteten eine Weile. Als das Mädchen nicht zurückkam, gingen sie hin. Da lag es tot am Grabe.

Es hatte sich den Pfahl durch die Schürze gesteckt. Beim Aufstehen fühlte es sich festgehalten und weil es meinte, das täte der Tote, erschrak es so sehr, daß es auf der Stelle starb.

22. Eine Diebin wird gebannt.

Vor fünfzig Jahren war in Pollnow eine Frau, die konnte allerlei Krankheiten besprechen; sie kannte viele Zaubersprüche, auch den Diebssegen. Wenn der über einen Gegenstand gesprochen wird, so ist der Dieb gebannt und kommt nicht von der Stelle. Er ist „festgemacht“. Er kann sich nicht rühren, bis er „losgesprochen“ wird. Dies muß aber bis Sonnenaufgang geschehen sein, sonst wird der Dieb schwarz.

In einem Sommer kam dieser Frau immer Gemüse aus dem Garten fort. Wenn sie auch aufpaßte, sie bekam den Dieb nicht zu fassen. Da sprach sie heimlich den Diebssegen über das Gemüse.

Als sie nun am andern Morgen in den Garten ging, um nachzusehen, traf sie ihre alte Nachbarin, die stand gebückt beim Kohl und konnte sich nicht aufrichten und nicht rühren.

Sie sprach die Diebin rasch los. Es war auch die höchste Zeit, weil sie etwas spät gekommen war und die Sonne gerade aufgehen wollte. Die Frau wurde schon etwas schwarz im Gesicht.

Sie ließ die Diebin jetzt ruhig nach Hause gehen; aber diese war von der Zeit an krank. Sie ist auch nicht mehr gesund geworden, lag lange Zeit zu Bett und starb dann.

23. Wie man sich den Wechseltaler beschafft.

Wer den Wechseltaler besitzt und beim Einkauf in Zahlung gibt, hat ihn nachher immer wieder in der Tasche. Man beschafft ihn sich auf folgende Weise:

In der Neujahrsnacht steckt man eine Kage in den Sack, geht zur Kirche und läuft dreimal schweigend um sie herum.

Ist man einmal herum, so steht ein Mann vor der Kirchentür, das ist der Böse. Er fragt, was man in dem Sack hat. Darauf darf jedoch nicht geantwortet werden, sondern man läuft zum zweiten Male herum. Jetzt fragt der Böse, was man für die Kage haben will. Man darf nur antworten: „Den Wechseltaler“. Nun läuft man zum dritten Male um die Kirche. Der Böse gibt jetzt den Taler und nimmt dafür den Sack mit der Kage. Er zerreißt beides in viele Stücke. Währenddessen muß man sich rasch in die Kirchentür stellen, sonst wird man auch zerrissen.

24. Das Pollnower Schloß und seine Herren.

Vor Jahrhunderten war das Schloß in Pollnow eine Burg mit Vorratsräumen, Speichern und Ställen. Sie hatte Wälle mit Pfahlwehren und Türmen; rundum zogen sich tiefe Wassergräben, Teiche und Sümpfe hin. Unter dem festen Hause mit seinen dicken Mauern fanden sich viele Keller, Gewölbe und Gänge. Unterirdische Gänge führten bis zum Burgwall und einer sogar bis zur Kapelle auf dem heiligen Berge. Den benutzten die Ritter, wenn sie ungelassen das Schloß verlassen oder auch heimlich zurückkehren wollten. Er ist schon lange eingestürzt; an einer Senkung in den Feldern kann man heute noch erkennen, wo er gewesen ist. Noch vor einigen Jahrzehnten konnte man vom Keller des Schlosses aus eine Strecke hineingehen. Jetzt ist er zugemauert.

Die Stadt lag außerhalb der Schloßbefestigung und viel niedriger. Sie war nicht so gut geschützt.

Die Ritter auf dem Schlosse waren auch Herren der Stadt. Die Bürger mußten schwer fronden auf den Feldern der Schloßherrschaft und bei ihren Bauten an der Burg. Dazu mußten die Einwohner noch hohe Abgaben zahlen. Wenn sie sich weigerten, bekamen sie die harte Hand der Herren zu spüren. In den festen Gewölben des Schlosses lagen in Schmutz und Kasse oft Gefangene, die mit Ketten an die eisernen Haken in den Mauern gefesselt waren.



Pollnow vom Kirchberg aus

25. Das Rittergrab im Schloßgarten zu Pollnow.

Einer von den Schloßherren zu Pollnow war ein tapferer Ritter. Er sorgte für Sicherheit und Ordnung und behandelte seine Leute mit Milde. Darum liebten sie ihn und waren ihm sehr ergeben.

Einmal mußte er mit seinen Knechten gegen Feinde in den Kampf reiten. Dabei wurde er so schwer verwundet, daß er starb. Da trugen die Knechte ihren toten Herrn zurück zum Schloß, viele Tage lang. Im Schloßgarten machten sie ein Grab, legten ihn hinein und bedeckten ihn mit ihren Schilden. Dann schaufelten und karteten sie mit vieler Mühe einen großen Hügel darüber. Es war der Hügel, den viele ältere Leute noch gesehen haben und Burgwall nannten.

26. Die Polenschlacht in dem »Roten Grund«.

Früher sind die Polen oft ins Pommerland gekommen. Sie waren wilde und grausame Menschen, raubten Vieh und Habe, plünderten und verbrannten die Höfe und Häuser und mißhandelten und quälten die Menschen zu Tode. Dann war schlimme Zeit im Lande.

Als sie wieder einmal in großen Scharen ins Land einbrachen, kam ein Haufe auch vor Schloß und Stadt Pollnow. Die Bewohner brachten rasch ihre beste Habe ins Schloß, und das war gut; denn es gelang den Polen bald, in die Stadt einzudringen. Sie zündeten sie an und brannten alles nieder. Nun wollten sie auch das Schloß erobern; aber der tapferer Burgherr wehrte sich mit seinen Leuten tüchtig und machte ihnen viel zu schaffen. Als die Polen sahen, daß sie das Schloß nicht so leicht gewinnen würden, wie sie gedacht hatten, gingen sie an, es zu belagern. Ihr Lager hatten sie währenddessen in dem »Roten Grund«. Da wurde gekocht und geessen, getrunken und ge-

schlafen. Manchmal machten sie dabei solchen Lärm, daß man ihn im Schlosse hören konnte.

Nun führte aber vom Schlosse bis zum heiligen Berge ein unterirdischer Gang; davon wußten die Polen nichts. In einer Nacht schlüch der Schloßherr mit seinen besten Leuten durch diesen Gang nach dem heiligen Berge. Dort stiegen sie heraus und überfielen die Polen in ihrem Lager. Eine große Menge wurde erschlagen, und die übrigen liefen in wilder Flucht davon, denn sie dachten, die Pollnower hätten Hilfe bekommen.

In der Senke, wo die Polen erschlagen wurden, war der Sandboden von dem Blute rot geworden und ist bis heute auch rot geblieben. Darum heißt die Stelle noch immer der „Rote Grund“.

27. Das Gespenst im Pollnower Schlosse.

Im Schlosse erscheint nachts manchmal ein Geist. Es gibt in Pollnow noch Leute, die erzählen, daß sie ihn selbst gesehen hätten.

Die Schlafenden wurden durch einen kalten Hauch geweckt. Vor ihrem Bette stand ein großer Mann in einem weißen Mantel. Stumm wartete er darauf, daß er angeredet würde, denn dann konnte er erlöst werden. Aber noch niemand hatte dazu den Mut gehabt. Nach einer Weile fleischte er dann zornig die Zähne und klappte die Kinnladen zusammen. Endlich verschwand er jedesmal mit einem leisen Seufzer.

Es ist der Geist eines Raubritters, der früher das Schloß bewohnte. Oft ritt er mit seinen Knechten nachts aus und überfiel reisende Kaufleute. Dabei brachte er manchmal Gefangene mit. Gegen diese war er sehr grausam. Er ließ sie prügeln und mißhandeln, daß die Wände mit Blut bespritzt waren. In einem Saale im oberen Stockwerke befand sich im Fußboden eine Falltür. Auf diese ließ er den Gefangenen treten, dessen Tod er beschloß hatte. Dann stürzte dieser plötzlich hinunter in die steinernen Gewölbe, brach sich die Glieder oder zerschmetterte sich den Kopf.

Die vielen Blutflecke an den Wänden sind später noch immer zu sehen gewesen, und man hat sie nicht fortschaffen können. Sie kamen durch Kalk und Tünche immer wieder zum Vorschein.

Bei einem Raubzuge wurde der Ritter selber verwundet. Die Wunde heilte nicht, und er ist dann elend gestorben. Zur Strafe für seine Freveltaten findet er im Grabe keine Ruhe und irrt als Geist durch das Schloß, bis ihn jemand erlöst. Doch das wird wohl nie gesehen.

28. Der Streit um den Junkertaler.

Dreihundert Jahre lang waren die Herren von Glasenapp Schloßherren und Patrone der Stadt Pollnow. Sie drückten die Bewohner

schwer mit vielen Lasten und Scharwerksdiensten. Ganz besonders schlimm machten es um das Jahr 1600 die vier Brüder Rüdiger, Otto, Felix und Peter von Glasenapp. Da wandte sich die Stadt an den Kaiser und bat um Hilfe gegen ihre Bedrückter. Der Kaiser verwies ihnen ihre Härte und Ungerechtigkeiten; aber die Glasenapps lachten nur darüber, und es wurde nichts gebessert. Fortwährend schmälerten die Herren den Bürgern Weide, Fischerei, Holz-, Land- und Wiesen-nutzung. Da halfen keine Prozesse bei dem Kaiserlichen Kammergericht zu Spener; die Sache blieb „immer im unentschiedenen Recht“. Die Bürger verarmten schließlich ganz und gar, so daß nichts mehr von ihnen zu erlangen war.

Nun sahen die Herren, daß sie selbst den Schaden hatten und schlossen mit den Bürgern einen Vergleich. Die Stadt erhielt einen Teil des Waldes, der Ländereien und der Wiesen als Eigentum, dazu die Fischerei auf dem Glambock- und Drögensee. Die Scharwerksdienste wurden verringert. Doch mußten noch geleistet werden: drei Holzfuhrn, Briefreisen, Pflügen und Eggen auf den Aßthufen, Schafwäschen und -scheren, Burgwall und Ziegelofen reinigen, Flachs ausziehen, Heugras kehren, Steindämme unterhalten und Material zur Unterhaltung der Mühle liefern.

Dagegen sollten die Bürger für die erlassenen Dienste von einem ganzen Erbe jährlich 2 Reichstaler, von einem halben Erbe aber 1 Reichstaler an die Herrschaft bar zahlen. Diese Abgabe wurde Junkertaler genannt.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege aber wurden die Bürger wieder mehr zu den Scharwerksdiensten herangezogen. Ein großer Teil ihres Nährbodens wurde ihnen genommen. Sie verweigerten daher hartnäckig die Zahlung des Junkertalers. Da ließ der Schloßherr Militär kommen, um sie zu zwingen. Am 18. Februar 1708 rückten die Soldaten in die Stadt.

Es heißt darüber wörtlich in der Stadtchronik:

„Der selige h. E. Bürgermeister Hille, als Advokatis, hat zu den Bürgern gesagt, weil der Herr von Glasenapp den Vergleich nicht gehalten, dürfen die Bürger ihn auch nicht halten; es wollen Seine Königliche Majestät auch nicht haben, daß die Städte zween Herren dienen sollen; darauf hat Felix von Glasenapp den Schlawschen Landreiter Friedrich Steindorf beordert zur Exekution über die Stadt, jeglicher Bürger hat müssen 9 gGr. Exequirgeld geben, gleichviel, ob einer Armer oder Reicher. So werden die armen Bürger von Tage zu Tage exequirt wegen der Junkertaler durch die Soldaten und seine Hofknechte, so mit herumgehen. Läßt nehmen Bett, Handwerkszeug, Kessel, Argen oder Eisenzeug, was sie man können erwischen. Selbiges verkaufen die Soldaten mit den Hofknechten, wenn der arme Bürger das Seine will wieder haben, muß er geben 2 gGr.“ —

So endete der Kampf der Pollnower Bürger gegen Ausbeutung und

Unterdrückung mit einem Mißerfolg. Erst 1746 konnten sie sich durch Abtretung eines Waldstückes und Zahlung von 1200 Reichstalern, die sie sich leihen mußten, endgültig von den Scharwerksdiensten befreien. Der Junkertaler aber wurde noch bis ins 19. Jahrhundert hinein an die Schloßherrschaft bezahlt.

29. Krangen und das Geschlecht derer von Podewils.

In der Schulchronik des Dorfes lesen wir, wie Krangen ein Podewilsches Lehen wurde:

Als die Kösliner 1475 Herzog Bogislaw X. auf seiner Burg in Janow überfielen, hätte ein Kösliner dem Herzog mit einer Hellebarde den Schädel zerschmettert, wenn nicht rechtzeitig der Schloßhauptmann Adam von Podewils dazwischen gesprungen wäre und den unheilvollen Schlag aufgefangen hätte. Podewils konnte zwar die Gefangennahme des Herzogs nicht verhindern; aber das Leben hatte er ihm gerettet. Zum Dank dafür soll Bogislaw seinen Lebensretter mit Krangen belohnt haben.

Das Stammschloß des Geschlechts verlor mit seiner schönen Lage und seinem wuchtigen Bau geradezu zur Sagenbildung. So werden die vier Türme den vier Jahreszeiten gleichgesetzt, die zwölf Türen des Schlosses sind die zwölf Monate und die der Sage nach vorhandenen 365 Fenster entsprechen den Tagen des Jahres.

Die von Podewils führen in einem unten zugespitzten, mit Gold eingefassten Schilde einen aus einem goldenen und blauen Schach von der linken zur rechten Seite springenden halben Hirsch in seiner natürlichen Farbe in silbernem Felde, und über einem blau angelaufenen mit goldenen Bügeln auch anhängenden gleichmäßigen Kleinode gezierten Helm eine goldene Krone, aus welcher drei Pfauenfedern hervorgehen, neben welchen sich auf einer jeden Seite drei schwarze Reiherfedern befinden. Die Helmdecken sind blau, weiß und gold.

Einen Teil des Wappens, den springenden Hirsch, erklärt folgende Sage:

Auf einer Jagd bei Liebgarten in der Uckerländer Heide im Jahre 1488 hatten die Hunde einen Hirsch gestellt, den Bogislaw X. abfangen wollte. Allein der Stoß ging fehl und das wütende Tier bohrte dem Herzog sein Geweih in die Brust. Es wäre um den Fürsten geschehen gewesen, wenn seine Begleiter sich nicht dazwischen geworfen hätten. Ein Podewils soll dem Tier seinen Speiß ins Herz gestoßen und dadurch dem Herzog das Leben gerettet haben. Zum Dank dafür verlieh ihnen Bogislaw den springenden Hirsch im Wappen.

30. Die Raubritter an der mittleren Grabow.

Im Mittelalter trieben die hinterpommerschen Städte, besonders Stolp, Schlawa, Köslin und Kolberg einen schwunghaften Handel mit der großen See- und Handelsstadt Danzig. Oft zogen auf der alten

Landstraße, die durch die ostpommersche Küstenniederung führte, die Planwagen der Kaufleute dahin, beladen mit Salz und Salzischen, Tuchen, Wolle, Wachs, Bier, Wein und anderen Waren. Mit begehrlichen Augen sahen so manche verarmte hinterpommersche Edelleute, denen es trotz ihres stolzen Namens oft an den notwendigsten Dingen fehlte, ihnen nach. „Reiten und Rauben ist keine Schande, das tun die Besten im Lande“, dachten sie dann und lagen manchmal in den Schluchten der Wälder oder an den Engpässen durch Sumpf und Moor im Hinterhalt, um einen Warenzug abzufangen. Da brachte man hin und wieder wohl gute Beute heim hinter die Burgwälle, oft aber auch nur böse Wunden; denn die Söldner, welche die Kaufleute zum Schutze ihrer Waren mitsandten, waren starke und furchtlose Leute und hieben gar wacker drein.

Die Bürger der Städte verstanden erst recht keinen Spaß, wenn sie in ihrem Handel gestört oder um Hab und Gut gebracht wurden. Mit manchem Schnapphahn, den ihre bewaffneten Häufen singen, machten sie kurzen Prozeß und legten ihm rasch den Kopf vor die Füße.

Nun lebte da ein Ritter Marten, der war den Danzigern feind und benutzte jede Gelegenheit, um ihnen zu schaden. Er bekam einen Verbündeten in dem Bischof Martinus, der auch einen alten Groll gegen die Danziger hatte und deshalb dem Ritter Unterschlupf gewährte und ihn bei seinen Streifen gegen sie unterstützte. Sehr bald fanden diese beiden auch großen Anhang unter den hinterpommerschen Adligen, die allein viel zu schwach gewesen wären, um etwas Bedeutenderes gegen die Kaufleute zu unternehmen. Unter ihnen waren zwei Herren von Puttkamer, der Ritter Thomas Brieße, ein Podewils u. a.

Jetzt kamen für die Kaufleute schlechte Zeiten. Diese starke Räuberbande verübte häufige Überfälle, und die Danziger hatten, ebenso wie die andern Städte und besonders die Kolberger, große Verluste. Es kam aber noch schlimmer.

Der Ritter Simon Lode hatte in der Gollnower Heide einen Stettiner Kaufmann geworfen und ihm seine Waren abgenommen. Er wurde gefangen und vor Gericht gestellt. Aber da man ihm nichts Gewisses beweisen konnte, setzte es seine zahlreiche und mächtige Freundschaft durch, daß er freigelassen wurde.

Kurze Zeit darauf wollte Ritter Lode dem Kamminer Bischof Stadt und Gut Bublitz für 3000 Gulden abkaufen und erbot sich, diese große Summe sofort in Gold zu zahlen. Da meinten die Kolberger, so viel Geld könne der Lode nur durch zahlreiche Raubereien zusammengebracht haben, und sicher sei er es auch gewesen, der ihre Kaufleute überfallen habe. Sie schickten ihren Stadthauptmann, Hans von Schlieffen von Soltikow, mit einem bewaffneten Häufen aus, und es gelang, den Lode mit seinem Knecht zu fangen.

Nun hielten die Bürger in ihrem Zorn über die Gewalttaten selber Gericht. Da die Gefangenen im Verhör nichts bekannten, wurden sie

gefollert; aber standhaft ertrugen sie alle Qualen. Trotzdem ließen die Kolberger, die sich vor dem großen Anhang des Ritters nicht fürchteten, beide 1512 hinrichten.

Jetzt war aber die Wut unter den Adligen groß; sie schwuren den Bürgern Vergeltung. Der Bruder des Enthaupteten, Ritter Henning Lode, sagte mit seinen Genossen den Kolbergern Fehde an und bekämpfte sie, wo er konnte. In ganz Hinterpommern wütete ein schlimmer Bandenkrieg. Überall hörte man von Überfällen, Räubereien und Brandschätzungen.

Einen ihrer Schlupfwinkel hatten die Edelleute an der mittleren Grabow, wo ja die Podewils mehrere feste Schlösser besaßen. Hier entlang ging die alte Handelsstraße, und die bewaldeten Höhen am Grabowtale mit ihren zahlreichen Schluchten waren wie geschaffen, um sich in einen Hinterhalt zu legen.

Einst hatten sie wieder einen Kaufmann überfallen und gefangen mitgeschleppt. Der Überfall war diesmal besonders lohnend gewesen; denn der Beraubte hatte einen großen Vorrat der heiß begehrten und hoch bezahlten Tuche bei sich. Nun lagerten die Ritter zufrieden in einer Burg, ließen es sich bei Essen und Trinken gut gehen und teilten dabei ihren Raub. Sie maßten sich ihren Anteil aber nicht mit Ellen sondern mit ihren Spießen zu. Der Gefangene mußte dieses Messen, bei dem man ihm kein Geld für die Ware zahlte, mitansehen und konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Liebe Junker, hätt' ich gewußt, daß hier so lange Ellen gemessen werden, so wäre ich nicht anhero zu Markt gekommen.“

Diese heillosen Händel zwischen Städten und Rittern zogen sich durch zwanzig Jahre hin. Der Kaiser mußte eingreifen; viele Mitglieder pommerischer Geschlechter versielen der Reichsacht, wie die Bandemer, Golzen, Puttkamer u. a.; Schwert, Strang und Rad räumten damals grimmig unter dem hinterpommerschen Adel auf, bis Henning Lode 1531 einen Vergleich einging und weiteren Feindseligkeiten entsagte.

Damit nahm das Sautrecht auch in unserer Gegend ein Ende.

31. Die weißen und die schwarzen Ritter am Papenzinsee.

Im Papenzinsee liegen mehrere Inseln. Die größten heißen Eichwerder, Birkwerder und Buchwerder. Auf dem Buchwerder sieht man die Reste eines alten Wendenwallles, worin viele wendische Urnenscherben liegen. Über diese Insel soll sich ein Streit zwischen den Herren von Karzenburg und Sndow erhoben haben, worüber folgendes erzählt wird:

Die Ritter von Karzenburg hatten auf dem Buchwerder eine Burg erbaut. Die Ritter von Sndow hätten die Insel auch gern gehabt; aber die Wachsamkeit der Karzenburger vereitelte alle Überfälle. Da

griffen die Sndower zu einer List. Die Karzenburger ritten stets Schimmel, die Sndower dagegen Rappen. Nun waren die Karzenburger eines Tages mit großem Gefolge nach Rummelsburg geritten und hatten nur wenige Mannen zur Verteidigung der Burg zurückgelassen. Das hatten die Sndower erkundet. Sie ritten um das Südufer des Sees bis zur Übersahrt. Dort versteckten sie sich im Walde und bedeckten ihre Rappen mit weißen Laken. Als es dunkel wurde, kamen sie ans Ufer und riefen den Wächtern zu, sie überzuholen. Diese wurden durch die weißen Laken getäuscht und glaubten, ihre Herrschaft warte da am Ufer. Sorglos setzten sie mit ihren Kähnen über und wurden gefangen. Darauf ruderten die Sndower hinüber und nahmen die Burg ein. Als die Karzenburger ankamen, war die Insel im Besitz der Sndower. Sie gehört noch heute zum Kreise Schlawe.

32. Wie in Pollnow die französische Kriegskasse gestohlen wurde.

Jedes Kind in Pollnow weiß, daß hier den Franzosen einmal ihre Kriegskasse gestohlen worden ist. Die ganz alten Leute haben es oft genug erzählt, und die müssen es ja wissen, denn sie haben es doch von ihren Eltern und Voreltern gehört.

Im Frühjahr 1807 ist es gewesen, als der unglückliche Krieg zwischen den Preußen und den Franzosen war. Da kamen viele Franzosen durch Pollnow, die machten hier Raub. Auf dem Markte standen ihre Wagen mit Gepäck und Munition, und jedes Haus bekam 8 bis 10 Soldaten als Einquartierung. Da gab es viel Wehklagen bei den Bürgern, denn die feindlichen Krieger verlangten gutes Essen und Wein zu trinken. Aber die Pollnower waren arm und hatten nicht viel, und Wein schon gar nicht, höchstens etwas Schnaps oder Bier. Da haben denn die Soldaten selbst gesucht und genommen, was sie fanden, und wenn es die letzte Wurst und das letzte Stück Brot oder Speck war. Oft war es auch noch anderes als Essen und Trinken, das behielten sie, ohne zu fragen, wenn auch die Bürger klagten und die Frauen jammerten. Der Kommandant der Franzosen verlangte dazu noch Mehl, Korn, Vieh, Säcke, Stricke und sonst noch mehr für seine Truppen und eine große Menge Geld; es sollen wohl 10000 Taler gewesen sein. Und da half kein Jammern. Die Bürger mußten sehen, wo sie es herkriegten, und jeder mußte etwas liefern.

Das Eckhaus am Markt, wo heute die Pumpe steht, gehörte damals Laude. Bei dem hatte ein französischer Beamter seine Wohnung genommen, der schrieb alles auf und ließ es auf die Wagen laden. Das Geld packte er alles in Kisten, die bei ihm in der Stube standen. Draußen standen französische Soldaten und paßten auf. Bis zum späten Abend war ein Kommen und Gehen, ein Reden und Schimpfen

oder Weinen und Bitten. Dann schloß der Franzose alles zu und ging zum Essen, aber draußen standen die französischen Posten.

Am andern Morgen sollten die Soldaten weitermarschieren. Als nun in der Frühe die Geldkisten aufgeladen wurden, da fehlte eine. Der Franzose hat wild gestucht und im ganzen Hause alle Leute zusammensuchen lassen. Alles wurde durchsucht; aber gefunden wurde nichts. Im Fußboden des Zimmers war zwar eine Lucke, durch die konnte man in den Keller steigen, wie heute noch in manchen Läden und Stuben. Sie haben den Keller auch ganz genau durchsucht, aber auch da war nichts zu finden. Weil die Soldaten nun abrücken mußten, hatten sie ja auch keine Zeit mehr, noch weiter zu suchen. Aber der französische Zahlmeister hat gedroht, wenn sie wiederkämen, dann sollten die Pollnower dafür büßen.

Später sind auch andere Franzosen hier durchgekommen, die haben auch Essen und Trinken verlangt und Pferde und Ochsen als Vorspann für ihre schweren Wagen. Aber von dem gestohlenen Geld schienen sie nichts zu wissen, und die Pollnower haben darüber auch den Mund gehalten, sonst hätten sie wohl noch dafür aufkommen müssen.

Wer den Geldkasten gestohlen hat, das hat auch später keiner erfahren. Die Pollnower Bürger haben sich bloß gewundert, daß zwei arme Leute sich nachher Häuser kaufen konnten. Als nach vielen Jahren einmal eine Kuh durch einen Hausflur geführt werden mußte, brach sie durch den Fußboden. Da fanden sie darunter einen kleinen Keller, von dem niemand etwas gewußt hatte. In dem Loch war nichts weiter als ein halbverfallener Kasten. Da haben alle Leute gemeint, sie könnten sich nun denken, wo die gestohlene Kriegskasse geblieben wäre.

33. Die Franzosenschlacht bei Pollnow.

Eine bekannte Pollnower Sage erzählt:

„Im unglücklichen Kriege 1806/7 sind auch nach Pollnow viele Franzosen gekommen. Sie bedrückten die Leute sehr und erpreßten von ihnen das Letzte. In Stadt und Land stieg die Not so hoch, daß die Menschen weder Brot noch Fleisch noch Milch oder Korn hatten. Sie kochten darum allerlei Wurzeln und Kraut, oder sie holten Quecke und Birkenrinde, trockneten und mahlen sie, um damit das bißchen Mehl zu vermehren und Brot backen zu können. Der Hunger war fast in jeder Familie zu Hause.“

Da bekamen die Bürger eine große Wut. Als die Franzosen endlich abrückten, wurden sie in dem „Roten Grund“ überfallen und viele von ihnen totgeschlagen. Von dem vergossenen Blute ist der Sandboden dort heute noch rot.“

Aber die Stadtchronik erzählt aus der Franzosenzeit wohl von Not und Bedrückung durch Franzosen und Polen; von einer Schlacht weiß sie jedoch nichts. Sie berichtet folgendes:

Als nach dem unglücklichen Kriege die Franzosen, die das Land ausgezogen und arm gemacht hatten, im Jahre 1813 wieder vertrieben werden sollten, wurde überall im Lande der Landsturm gebildet. In Pollnow stellte man aus den älteren wehrfähigen Männern zwei Kompagnien zusammen. Diese marschierten täglich nach der Brache vor dem Jähinger Berge und exerzierten dort an Wochentagen eine Stunde, am Sonntage aber den ganzen Nachmittag. Ein Kapitän hatte die Leitung; zwei Leutenants und eine Anzahl von Unteroffizieren besorgten die Ausbildung. Das Übungsgelände heißt seither Exerzierplatz bis auf den heutigen Tag.

Im Herbst bekamen die Landsturmlute wirklich Gelegenheit, Dienst mit den Waffen zu tun; denn dann kamen in verschiedenen Trupps die Franzosen wieder, im ganzen ungefähr 5000 Mann, aber als Gefangene. Sie sollten nach Danzig in ein Gefangenlager. Die Landsturmlute mußten sie bewachen und weiter geleiten. Da haben sie wohl an die vielen Quälereien gedacht, welche ihre früheren Bedrücker an ihnen verübt hatten und mögen wohl nicht immer sehr sanft mit den Gefangenen umgegangen sein.

Vielleicht ist daraus die Sage von der Franzosenschlacht entstanden.

34. Bismarck in Pollnow.

Als Bismarck schon Kanzler des von ihm geschaffenen Deutschen Reiches und also ein berühmter Mann war, besuchte er wieder einmal sein Gut Darzin in Hinterpommern. Nun gab es damals hier noch recht wenig Eisenbahnen; selbst die Strecke von Neustettin über Sollbrück nach Schlawe, die der Volksmund später die Bismarck-Eisenbahn nannte, war noch nicht gebaut.

Der große Reichskanzler benutzte darum bei seinen Reisen nach Darzin auch die Postkutsche. So kam er einmal von Köslin her durch Pollnow, wo die Pferde gewechselt wurden. Das Postgebäude befand sich in der Grünen Straße, die heute Rummelsburger Straße heißt. Während der Postillon die neuen Rosse holte, stieg Bismarck aus und ließ sich am Markt rasieren. Als er fertig war, ging er vor dem Posthause einigemal auf und ab.

Gegenüber an der andern Seite der Straße wohnte der Schuhmacher Rur, ein sehr neugieriger Mann, dessen Hauptbeschäftigung es war, die Reisenden zu beobachten, die bei der Post ein- und ausstiegen. Als er den Fremden sah, legte er den Stiefel, an dem er gearbeitet hatte, rasch aus der Hand, ging hinüber und setzte sich vor dem Posthause auf die Bank.

Schließlich setzte auch Bismarck sich dort nieder, und nun fing der neugierige Schuhmacher ein Gespräch an. Gar zu gern hätte er gewußt, woher und wer der Fremde sei. „Was sind Sie?“ fragte er end-

lich geradezu. „Was sind Sei?“ fragte Bismarck zurück. „Ich bin Schaufster,“ sagte Rug. „Na ich bin uch Schaufster,“ antwortete Bismarck, zog seine Zigarrentasche und bot seinem neuen Bekannten eine Zigarre an. „Neke, neke, dei behulle Sei man; dei ware Sei unnerwegs gaud alleine bruke“, meinte der Schuhmacher bescheiden.

Inzwischen war die Anwesenheit des Reichskanzlers aber in der Stadt bekannt geworden, und der Bürgermeister erschien mit einigen Magistratspersonen, um ihn zu begrüßen. Nun meldete auch der Postillon in dienstlicher Haltung, daß die Postkutsche zur Weiterfahrt bereit sei.

Mit steigender Verwunderung hatte der Schuster dies alles angesehen. Als Bismarck einsteigen wollte, drängte er sich heran und meinte kopfschüttelnd: „Seike, Sei sind doch woll kein Schaufster.“ „Nu hätt hei dat doch rutkräge,“ sagte Bismarck, und der Wagen rollte fort.

35. Feldmarschall Wrangel und Pollnow.

Der Generalfeldmarschall Wrangel, überall als „Papa Wrangel“ bekannt, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wohl die beliebteste Soldatengestalt des preussischen Heeres. Die hohe Wertschätzung und Beliebtheit, deren er sich erfreute, fand ihren Ausdruck in zahllosen Erzählungen und Anekdoten, die vielfach noch jetzt im Volke umlaufen.

Nirgendwo aber wird sein Name wohl auch heute noch so häufig genannt wie in der Stadt Pollnow, die ihn im Jahre 1864 zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Nach ihm heißt der alte Gasthof am Markt der „Wrangelshof“. Hier versammelten sich bis vor wenigen Jahren die greisen Veteranen und jungen Reservisten des Kriegervereins, dessen Ehrenmitglied Wrangel gewesen war, wenn es galt, vaterländische Feste zu feiern oder einem alten Kameraden das letzte Geleit zu geben. Das Bild des Generalfeldmarschalls schmückte den Versammlungsraum. Mit dem von Wrangel geschenkten Ehrendegen in der Hand führte der Kommandeur den Zug unter schmetternder Musik durch die Stadt. Wrangelplatz und Wrangleiche bezeugen heute noch: „Papa Wrangel“ bleibt in Pollnow unvergessen.

Wenn die große Verehrung, die dem alten Generalfeldmarschall hier dargebracht wurde, teilweise wohl auch auf seine allgemeine Volkstümlichkeit zurückzuführen war, so hatte sie hier in Pollnow doch noch tiefere Gründe:

Im Jahre 1773 kaufte sein Vater, der Major Friedrich Ernst von Wrangel, Schloß und Stadt Pollnow von der Familie von Glasenapp, die das Lehen 300 Jahre besessen hatte. Damit endigte für die Bürger eine Zeit härtester Feudalherrschaft und unerträglichen Druckes. Durch verschiedene Vergleiche wurden jetzt die Lasten gemildert und das

Untertänigkeitsverhältnis abgeschafft. Als nach dem Tode des Patronats Herrn von Wrangel und seiner Gemahlin, die beide in der Kirche zu Pollnow beigesetzt wurden, die Besizung 1806 in andere Hände überging, blieb eine innere Bindung der Stadt an die Familie bestehen.

Ein Sohn der Verstorbenen, der später so berühmt gewordene Feldmarschall, stiftete zur Unterhaltung der Gruft seiner Eltern 100 Rtl. Anlässlich der Feier seiner goldenen Hochzeit schenkte er der Kirche eine silberne Armenbüchse mit der Bestimmung, daß der Betrag der Sammlung alljährlich am 26. Dezember unter die Stadtarmen zu verteilen sei und spendete selbst als Einlage ein Goldstück im Werte von 20 Franks. Dazu übersandte er ein Kapital von 100 Rtl. zu dem Zweck, alljährlich am 7. April, dem Geburtstage seines Vaters, die Zinsen einer armen Familie als Unterstützung zuzuwenden. Erst mit der Geldentwertung nach dem Weltkriege verlor diese Stiftung, unter dem Namen „Wrangelbüchse“ bekannt, ihre Bedeutung.

So war es nur ein Ausdruck der Dankbarkeit, wenn die Stadt dem „Papa Wrangel“ das Ehrenbürgerrecht verlieh, weil gerade diese Stadt, die jahrhundertlang harte Adels Herrschaft kennengelernt hatte, besonders empfänglich war für menschliche Güte und Herzlichkeit.

36. Der Heilige Berg bei Pollnow.

1.

Die fruchtbare Ackerebene, auf der die Bürger und Bauern der Stadt Pollnow ihre Feldfrüchte anbauen, wird im Südwesten von einem spärlich bewaldeten Höhenzuge begrenzt. Unscheinbar und reizlos liegt er da, selten besucht von Ausflüglern, welche sonst so zahlreich die Wälder und Berge um die Stadt mit Leben erfüllen. Kühe und Schafe weiden im Sommer das dürftige Gras zwischen Ginsterstauden und hohen Wacholderbüschen und stillen ihren Durst mit dem Wasser, das einem Brunnlein in halber Höhe des Berges entquillt. Im Winter herrscht hier völlige Ruhe. Nichts erinnert daran, daß diese Höhe einmal weit über die Grenzen des Pommerlandes hinaus bekannt und berühmt war.

Aber auf dem Rücken des Bergzuges stehen wir plötzlich vor grasbewachsenen Schutthäufen, den letzten Resten eines verschwundenen Bauwerks. Noch ist der Grundriß zu erkennen, obwohl selbst die Fundamente längst herausgewühlt und fortgeschafft sind. Er bildet ein Quadrat von etwa zwölf Meter Seitenlänge, an das sich an der Ostseite ein zweites von zehn mal zehn Meter Fläche anschließt. Man findet Bruchstücke von Ziegelsteinen; auch Totengerippe wurden freigelegt.

Eine Doppelreihe hoher Tannen umschließt in einem Kreise von 45 Meter Durchmesser die einsame Trümmerstätte, und in nordöstlicher Richtung führte vom Tannrund auf die Stadt zu ein breiter Weg den Berg hinab.

Hier ist der heilige Berg, eine Weihestätte der Menschen seit uralten Tagen. In seinem Schoße ruhen seit Jahrhunderten die Gebeine frommer Beter in ewigem Schweigen; Gesang und Gebet sind verklungen; kein Glöcklein ruft heute zur Andacht.

Doch wenn in der hellen Mittsommernacht das späte Abendrot am Nordhimmel glüht, um nach wenigen Stunden in den neuen Tag überzugehen, oder wenn in den schweren, dunklen Weihenächten des Winters das neue Licht und das neue Jahr geboren werden, wird die Trümmerstätte lebendig. Dann lodert hier das heilige Sonnenwendfeuer empor. Taten- und lebensfrohe Jugend feiert in weihévoller Andacht Naturfeste der Vorfahren und bekennt in kraftvollen Liedern und Feuerprüchen ihre Treue zu der Heimat der Ahnen und zu ihres Volkes Art.

II.

Vor vielen hundert Jahren stand auf dem heiligen Berge bei Pollnow ein heidnischer Tempel. Den hatten die damaligen Bewohner des Landes ihrem Gott gebaut. Hier brachten sie Opfer dar und baten um Gedeihen für die Feldfrüchte, um Gesundheit für Menschen und Vieh und um Hilfe gegen ihre Feinde.

Als aber die Wenden Christen wurden und nicht mehr die alten Götter anrufen sollten, da zerstörten die Mönche das Heiligtum und bauten an seine Stelle eine christliche Kapelle. Auf der Kapelle stand ein Kreuz, das weithin von allen Seiten sichtbar war. Nun konnten die Wenden wie früher hier beten.

Die Kapelle wurde ein Wallfahrtsort. Wenn Menschen ein schweres Unrecht begangen hatten, so pilgerten sie hierher, um sich Vergebung ihrer Sünden zu erbitten. Sie kamen oft aus weiter Ferne, sogar von Rom, denn hier wurde auch der Brudermord vergeben, was selbst der Papst in Rom nicht konnte.

Viele kamen auch hierher, um Heilung von schwerer Krankheit zu finden. Dann tranken sie von dem Wasser der Quelle, die oben am Abhange des Berges hervorquoll; oder sie wuschen sich darin; denn sie glaubten, die Quelle wäre heilkräftig und nannten sie darum Gesundbrunnen. Viele nahmen das Wasser auch mit nach Hause als Heilmittel für Menschen und Vieh.

So wurde der heilige Berg mit seiner Quelle weit und breit berühmt und hatte vielen Zuspruch. Darum mußten die Priester das Gotteshaus immer geöffnet halten, und es wurde zur Redensart im Pommerlande: „Sin Mul steht immer open as dei Pollnowsch Kirch“.

Die Wallfahrer brachten der Kapelle oft kostbare Geschenke, und diese wurde so reich, daß in ihr die Standbilder der zwölf Apostel in

reinem Golde aufgestellt waren. In Kriegszeiten brachten die Priester die Kostbarkeiten durch einen unterirdischen Gang zum Pollnower Schlosse und versteckten sie dort in den heimlichen Gängen und Gewölben.

Als das ganze Land evangelisch wurde, hörten die Wallfahrten auf, und die Mönche verließen die Kapelle. Sie zerfiel oder wurde vielleicht in einem Kriege verbrannt.

Aber der Glaube an die alte Weihestätte und an die Wunderkraft des Ortes blieb im Volke. So wurde erzählt, im Berge wohne ein guter Geist. Im geheimen besuchten die Menschen ihn immer noch, holten Wasser und nahmen Steine von den Mauern der Kapelle mit sich. Man meinte, damit Krankheiten heilen zu können.

Heute sind von der Kapelle nur noch wenige Reste zu sehen. Der Gesundbrunnen aber spendet noch jezt sein Wasser, und es gibt immer noch Menschen, die an seine Heilkraft glauben.

37. Der Gesundbrunnen am Heiligen Berge.

Vor unendlich vielen Jahren, als die Stadt Pollnow noch viel kleiner war als heute, wohnten hier ein paar junge Eheleute mit ihren Kindern. Sie waren zwar arm, aber sie lebten doch sehr glücklich und wünschten sich nichts weiter als Gesundheit. Doch da wurde die junge Frau krank, zuerst ein wenig; aber allmählich wurde es immer schlimmer mit ihr. Sie war so matt und müde, daß sie nichts mehr im Hause tun konnte. Es mußte jeden Menschen jammern. Niemand wußte, was ihr war, und nichts wollte helfen, soviel auch die Eheleute fragten und versuchten.

Einmal lag die Frau in der Nacht schlaflos im Bett und bedachte, daß sie wohl werde sterben müssen. Da taten ihr der Mann und die armen Kinder so leid, daß sie bitterlich weinen mußte. Endlich schlief sie doch ein. Da sah sie im Traum, wie die Tür aufging und eine helle, schöne Frau hereinkam. Die sagte zu ihr: „Trinke Wasser aus einer reinen Quelle, in die der erste Morgenstrahl fällt, in die noch nie das Mondlicht fiel, in der noch nie ein Blatt lag, aus der noch nie ein Tierlein trank, über die noch nie ein Vogel flog. Dann wirst du gesund werden.“ Damit verschwand sie.

Die Kranke erwachte, aber obwohl um sie alles dunkel war, bekam sie neue Hoffnung und konnte den Morgen kaum erwarten, um ihrem Manne den Traum zu erzählen. Als endlich der Tag anbrach, bat sie ihn, das heilende Wasser zu holen. Aber wo die Quelle war, das wußte sie nicht.

Der Mann nahm sogleich einen Krug und machte sich auf den Weg. Rund um die Stadt sprudelten zwar viele Quellen, aber auf keine paßten die Worte jener lichten Frau. Er fragte alle Leute, doch niemand konnte ihm die richtige sagen, und niemand hatte davon ge-

hört. Da ging er immer weiter und wanderte durch das ganze Land, und überall schüttelten die Leute die Köpfe und meinten schließlich, solche Quelle gäbe es wohl nirgends.

Mit schwerem Herzen wandte er sich endlich heimwärts. Was sollte er seiner armen Frau nun sagen? Er bekam plötzlich große Angst um sie, die ließ ihm keine Ruhe, so daß er die ganze Nacht wanderte, um bald wieder zu Hause zu sein.

Als der Morgen dämmerte, stand er schon am heiligen Berge. Weil ihm das Herz so schwer war, stieg er hinauf zur Kapelle, betrat das immer geöffnete Heiligtum und betete. Mit neuer Hoffnung kam er heraus und setzte sich einen Augenblick am Berghange nieder.

Von Osten glühte gerade das Morgenrot herüber. Sinnend schaute er um sich und dachte, wie schon so oft, wo wohl die Quelle mit dem reinen Wasser wäre. Als nun sein Blick auf eine Stelle fiel, wo auf dem unfruchtbaren Sande das Gras schön grün und kräftig wuchs, während es ringsum dürr und dürrig stand, schrie eine Krähe hinter ihm in den Bäumen, das klang wie: „Grab! Grab!“

Da konnte er sich das Wort von der Quelle plötzlich deuten, und weil er kein Werkzeug hatte, fing er an, mit den Händen den Sand vor sich aufzuwühlen. O Wunder! Aus dem Boden quoll Wasser hervor, klar und rein. Gerade ging im Osten die Sonne auf, und ihre ersten Strahlen röteten den Berg, die Kapelle und das neue Wasserlein. Da hatte er eine Quelle, auf die der erste Sonnenstrahl fiel, in die noch nie das Mondlicht schien, in der noch nie ein Blatt lag, aus der noch nie ein Tierlein getrunken hatte, über die noch nie ein Vogel geflogen war.

Freudig füllte er seinen Krug und eilte heim zu seiner Frau. Er fand sie noch lebend, aber so kraftlos, daß sie jeden Augenblick sterben konnte. Als sie aber von dem Wasser getrunken hatte, wurde es von Stund an besser mit ihr; die Kraft kehrte zurück, und bald konnte sie wie früher gesund im Hause wirken und schaffen.

Oben aber am heiligen Berge sprudelte die neue Quelle weiter; weit und breit hörten die Leute von ihrer Kraft, holten das heilende Wasser und wurden gesund. Sie bekam den Namen Gesundbrunnen und heißt so bis auf den heutigen Tag.

38. Wie der Gesundbrunnen am Heiligen Berge seine Heilkraft verlor.

Früher wohnte in Pollnow kein Doktor wie in andern Städten. Die Leute in der Stadt sagten, sie könnten keinen gebrauchen. Das war ja auch richtig; denn wenn sie krank waren, so holten sie einfach Wasser von der heiligen Quelle. Das tranken sie oder wuschen sich darin und wurden wieder gesund. Darum nannten sie die Quelle ja auch Gesundbrunnen.

Nun wohnte einmal in der Stadt eine Frau, deren Ziege war

krank. Da dachte sie, was für die Menschen gut sei, das müßte auch dem Vieh helfen und wollte die Ziege mit dem Wasser aus dem Gesundbrunnen heilen. Weil sie aber zu bequem war, es nach Hause zu tragen, führte sie das kranke Tier zu der Quelle und wusch es darin. Die Ziege wurde auch wirklich gesund.

Aber weil nun die Quelle verunreinigt war, hatte sie ihre Heilkraft verloren. Nun mußten die Leute bei Krankheiten auch einen Doktor holen und waren froh, als einer hier wohnen blieb.

39. Der Glücksstein vom Heiligen Berge.

Auf einem der vielen Bauernhöfe bei Pollnow wohnte vor langen Jahren ein Bauer, der in seiner Wirtschaft viel Unglück hatte. Bald hatte er Mißwachs auf dem Felde, bald Krankheit bei dem Vieh, bald einen Unfall bei seiner Arbeit. Er konnte anfangen, was er wollte, er kam nicht vorwärts und geriet allmählich immer mehr in Schulden.

Einmal war ihm wieder ein Pferd totgeblieben, und er schaute in den Nachbardörfern umher, ob er nicht ein geeignetes und billiges Tier als Ersatz bekommen könnte. Bei einem dieser Gänge wurde es spät; es war Nacht, als er sich auf den Heimweg begab. Um sich den Weg abzukürzen, ging er über den heiligen Berg. Als er auf der Höhe war, sah er auf der Stelle, wo früher eine Kapelle gewesen sein soll, ein Licht; aber es war dabei kein Mensch zu sehen. Er blieb stehen und lauschte; doch nur das leise Rauschen des Windes war zu hören. Da fiel ihm ein, daß die Leute erzählten, auf dem Berge wären manchmal Geister. Ihm wurde unheimlich zumute, und schneller eilte er vorwärts.

Als er den Berg fast hinter sich hatte, sprach plötzlich eine dumpfe Stimme: „Nimm das mit!“ Dabei fiel ihm etwas vor die Füße, und das Licht war verschwunden. Im ersten Schrecken wollte er fortlaufen, doch war er wie gelähmt. Schließlich dachte er: „Ich habe ja nichts Böses getan; was soll mir denn geschehen?“ und bückte sich, um zu sehen, was ihm zugeworfen war. Er fühlte mit der Hand einen Stein; den hob er auf und steckte ihn in die Tasche, um ihn zu Hause genauer zu betrachten.

Aber zu Hause sah er, daß es nur ein Stück von einem Ziegelstein war, wie man es auf Schutthäufen findet. Zuerst wollte er es fortwerfen; doch dann besann er sich darauf, daß ein Stein vom heiligen Berge ja Glück bringen sollte und vergrub ihn unter der Schwelle seines Viehstalles.

Von nun an schien es, als wäre in seiner Wirtschaft alles verwandelt; die Felder trugen gut, und das Vieh gedieh aufs beste. Er hatte Glück bei allem, was er anfang und kam allmählich zu Wohlstand. Es wurde bei ihm zum festen Glauben, er verdanke sein Wohlergehen nur dem Stein vom heiligen Berge, und er blieb dabei, auch wenn die Nachbarn deshalb über ihn lachten.

40. Die Hinrichtung auf dem Galgenberge bei Pollnow.

Bei Krangenhütte an der Straße von Pollnow nach Wulsterwisch ist vor vielen Jahren ein Mord geschehen. Lange Zeit befand sich nachher an dieser Stelle ein Strauchhäufen; denn jeder Vorübergehende warf ein paar Reiser darauf. Von dem Morde aber erzählt man folgendes:

Als es noch keine Eisenbahnen gab, wurden die Schweine von Händlern aufgekauft und dann in ganzen Herden auf der Landstraße nach den großen Städten getrieben, wo sie an die Schlächter verhandelt wurden. Die Händler hatten immer viel Geld bei sich.

Einmal ging solch ein Aufkäufer von Pollnow über Krangen nach Schlawe. Sein Geld trug er in der Geldkassette, die mit einem Ledergurt um den Leib geschnallt war. Zwei Männer aus Pollnow, Martin Schröder und Samuel Dahlke, wußten das, gingen ihm nach und schlugen ihn bei Krangenhütte tot. Sie raubten das Geld, bedeckten den Toten mit Gesträuch und Steinen und kehrten dann nach Pollnow zurück.

Eine Frau hatte beobachtet, wie sie ihre Hände im Moorbach wuschen; sie wunderte sich, daß diese blutig waren. Als die Brüder des Ermordeten nachforschten und die böse Tat bekannt wurde, erzählte sie, was sie gesehen hatte. Die beiden Mörder wurden verhaftet und verhöört. Zuerst bestritten sie alles, mußten dann aber doch ihre Schuld zugeben.

Nach einem halben Jahr wurden beide Männer auf dem Galgenberge dicht bei der Stadt hingerichtet und zwar mit dem Rade. Viele Leute aus Pollnow, Jählingen und andern Orten kamen, um zuzusehen. Dabei drängten sich besonders die Frauen dicht heran und suchten von dem Blut etwas aufzufangen, oder sie tauchten Tücher und Lappen hinein, weil es Glück bringen soll, wenn man das Blut eines Hingerichteten im Hause aufbewahrt.

41. Der schwarze Hund am Judenberg bei Bussin.

Von Bussin nach Pollnow führt ein Rißsteig. Dieser geht über den Judenberg an einer tiefen Schlucht vorbei. Wer nachts diesen Pfad gehen muß, dem begegnet manchmal ein schwarzer Hund, der ihn bis zum Fuße des Berges begleitet. Redet jemand den Hund an, so wächst er vor seinen Augen plötzlich riesengroß in die Höhe, ängstigt die Leute mit schrecklichen Gebärden und verschwindet unter lautem Getöse.

42. Der Schatz in der Matteskule bei Bussin.

Am Landwege von Bussin nach Puddiger liegt eine tiefe Schlucht, Matteskule genannt. In dieser liegt ein großer Schatz verborgen. Zu bestimmten Zeiten luttert der Schatz nachts von elf bis zwölf Uhr.

Man sieht dann eine helle Flamme über der Stelle. Wer dann stillschweigend herangeht und einen Gegenstand, der besonders gezeichnet ist, hineinwirft, kann am nächsten Morgen den Schatz heben. Aber der Teufel versucht auf alle mögliche Art und Weise den Finder zum Sprechen zu bringen.

Ein schon lange verstorbener Besitzer in Bussin hat versucht, den Schatz zu heben, konnte aber nicht schweigen. Daher war sein Versuch erfolglos.

43. Die Linde auf dem Kirchendach zu Krangen.

Krangen ist ein altes Lehns- und Stammhaus des Geschlechts der „von Podewils“. Das Schloß, das sie sich hier zwischen zwei Seen erbauten, ist wohl der schönste aus dem Mittelalter stammende Bau des Kreises Schlawe. Zum Ritterstift gehört eine Kirche, die an Stelle des sonst üblichen Chores an der Ostseite eine Begräbniskapelle hat. Unter dieser befinden sich Gruftgewölbe. In dem Chor ruht in einem marmornen Sarkophag der Schloßhauptmann Adam von Podewils, in einem reich vergoldeten Zinkfarge der Generalfeldmarschall Heinrich von Podewils. Beide, so wird erzählt, waren sehr wohlthätig. Sie taten den Armen viel Gutes, erbauten ein Armenhaus mit einem Betstuhl und stifteten auch ein Kapital zur Unterhaltung dieses Hauses und der Kapelle. Nach ihrem Tode wuchs aus einer Mauerpalte zwischen Kirche und Kapelle ein Baum hervor und über das Kirchendach. Den Menschen war dies ein Zeichen, daß Gott diese beiden in Gnaden angenommen hatte.

44. Dei Krangensch Wär unsin Bure.

Dat is vör väle Johre west. Dor läwd in Krange eie ull här. All Johr to Mideil misde dei Bure em dichtig Affjowe bringe: Gild, Gäuß, häuner, Eje, Flaß un Wull un wat süste noch afmukt weer. Dei ull här was sehr genau un keek string dorup, dat uk jeder sin Deil richtig jass. Hei schreew allens up un jass är denn ne Quittung. Öwer eis was hei krank, dunn würd vom Schriwe nich glik wat, un dunn sturw hei uk bull.

Nu kamm dei jung här up 't Gaud. Dei keek uk bull dei Bäuker no un sünn jo nu nisch von dei Affjowe. Hei leet dei Bure kome un sār är, sei schülle nu endlich bringe, wat sei schüllig weere. Dei Bure versirde sik nich schlecht. Sei kreje sik mit em dat Stride un säre, sei härre doch all allens bröcht. Hei wull dat öwer nicht jlöwe un leet sik nich räre. Sei schulle em dei Quittunge wise. Dat künne sei nu nich; sei härre jo kein kräje. Dor würd hei falsch un sār är Läjner, drew sei rut un sār, hei würd sei dirchtogle un von äre häw runnerjoge lote. Dor stunne sei nu un leite dei Nase hinge. Sei härre jo all so väl jäwt, dat sei nich mehr künne. Nu wüsde sei nich, wat ware schüll.

Eie Bur namm sik dat richtig tau Kopp. Hei ging in sine Pirdstall, namm ne Strang un wull sik uphinge. Wil em keie dorbi tauhite schüll, ging hei im Düstere no dem Kirchof. Dor satt up dem eieste Graff eie ull Keel; hei kinnd em öwer nich. „Wat wist du hier noch so spod up dem Kirchof?“ sär dei Keel. „Mi uphinge.“ „Worüm denn?“ Dunn vertellde hei allens. Dunn sär dei Keel: „Joh hen, wo dei ull Här bejrowe is; öwer jiff em nich dei Hand, süste behölt hei di.“ Dei Bur ging hen. Dor stunn dei ull Här un keek em an. Dei Bur stunn still un keek em uk an, sär öwer nischt; em grugt. Dor dreiht dei ull Här sik um un sär: „Dat lätt mi kein Rauh. Dat lätt mi kein Rauh.“ Dorbi wull hei wegjohne. Dor begreep sik dei Bur un sär: „Wat denn, Här?“ Dei sär: „Dat mit dei Quittunge.“ Dor sär dei Bur: „Dorüm kom ik jo. Worüm hewwe 's us kein Quittunge jäwt? Nu verlangt dei jung Här allens noch eis von us.“ Dor säd dei ull Här: „Joh hen un säch em, dei Quittunge ligge hinnerm grote Spejel.“ Dunn was hei weg. Dem Bure was up eis dat Uphinge verjoh. Hei sach sik nich mehr um un leip no Hus.

Am annere Dach was em werre bäter. Hei bedacht sik un jing to 'm junge Häre. „Na, bringst du all wat?“ sär dei. „Ne,“ sär hei, „wi hewwe jo allens bröcht. Dei ull Här secht, dei Quittunge ligge hinnerm grote Spejel.“ „Wat du nich secht; dei ull Här is doch dot.“ „Jo, jo,“ sär dei Bur, „öwer ik hew jistere mit em rärt.“ Dei jung Här keek em eieste dämlisch an; denn jing hei öwer hen un sach no. Dor leije 's wirklich. Nu weere dei Bure fri.

45. Der Teufelsstein von Ballenthin.

In der Balenthiner Forst und zwar im Revierteil Meiskow, Jagen 29, unmitttelbar südlich vom Wegekreuz Alter Krangener Stadtweg und Wiesenweg, liegt der Teufelsstein, auch Jungferstein genannt. Derselbe ragt ungefähr 1 m über die Erdoberfläche hervor. Er hat eine Breite von 80 cm und eine Tiefe von 50 cm. Die Sage erzählt:

Dor wäle Johre ging ei Handelsmann mit einem Bekannte durch dere Balenthinsche Wald. Dei Handelsmann hät väl Gild bi sich un vertellst davon. Bie de grote Stein schlo dei Begleiter up dere Handelsmann. Dei schre: „Lot mi lewe, ik hef Fru un Kinner, wi kenne us doch.“ „Gro deshalb schlo ik di dot, damit du mi nich varrotst.“ Dei Mord wud bald entdeckt un dei Mörder griep. Tu Strof för sin bös Tat wurd hei rädert.

46. Das Wolfsmoor bei Spdow.

In der Nähe des Dorfes Spdow liegt ein Moor, das heißt Wolfsmoor. Als es in dieser Gegend noch Wölfe gab, haben sie hier gehaust. Sie schlichen weithin in die umliegenden Dörfer, um sich Nahrung zu holen.

An einem Herbstmorgen hörte ein Jäger in diesem Moor ein Glöckchen läuten, wie es die Haustiere auf der Weide tragen, dazu erklang das klägliche Meckern einer Ziege. Als er näher kam, erblickte er eine Wölfin, die das Tier an einem Strick in das Moor leitete. Er schlich nach und bemerkte, wie sechs junge Wölfe aus einem Gesträuch hervorkamen und die Ziege herochten.

Da erschoss er zuerst die Wölfin, dann ihre Jungen. Die Ziege lief vor Schreck fort, wurde aber bald wieder gefangen. Als man in den Dörfern der Umgegend bekannt machte, daß sich eine Ziege eingefunden habe, stellte sich heraus, daß sie nach Treten Kreis Rummelsburg gehörte.

47. Die Wolfschlucht bei Spdow.

Von Spdow zum Niedersee führt eine sehr steile Schlucht, die auf eine Viertelmile gegen 100 Meter Gefäll hat. Die steilen Abhänge mit ihrem undurchdringlichen Gebüsch waren ein Lieblingsaufenthalt der Wölfe. Die Wölfe waren so zahlreich und frech, daß sie die Menschen am hellen Tage anfielen. So wurde auch einst ein alter Mann angefallen. Er kletterte auf einen Baum. Hier schnitt er sich in einen Finger und ließ das Blut auf die unten heulenden Wölfe herniedertropfen. Traf der Tropfen einen Wolf, dann fielen die anderen Wölfe im Blutrausch sogleich über ihn her und fraßen ihn auf. So hielt sich der alte Mann solange, bis Hilfe kam.

Ein andermal fuhr ein Mann mit einer Tonne auf dem Wagen zum Niedersee, um Wasser zu holen. Da sprangen Wölfe aus dem Dickicht. Die Pferde gingen durch, der Mann fiel mit der Tonne vom Wagen und kam unter sie zu liegen. Die Wölfe sprangen um die Tonne herum und kragten an ihr. Der eine steckte seine Pfoten unter den Rand der Tonne. Der Mann hatte sein Messer gezogen und schnitt rasch die Sehnen des Wolfes durch. Der zog heulend seine Pfoten zurück. Als die anderen das Blut sahen, fielen sie über ihn her und fraßen ihn auf.

Die Wölfe wurde im Winter so dreist, daß sie sich bis ans Dorf heranwagten und die Leute sie mit Ägten und Forken davonscheuchen mußten. Große Bauern hielten sich eigene Wolfshunde, die ein eisernes Halsband mit Stacheln trugen. In den Wäldern wurden Wolfsgruben mit Fallen angelegt, vor dem Dorfe Wolfsneke aufgestellt und regelmäßig Wolfsjagden abgehalten.

48. Die Glocken im Kaminssee.

Im südlichsten Teile des Kreises Schlawa zwischen Spdow und Breitenberg liegt eine „steinreiche“ Gegend, im Volksmunde das Teufelsreich genannt. Hier findet man den lieblichen Kaminssee (d. i. Steinsee). Sein Wasserspiegel befindet sich 160 Meter über dem Meere



Der Kaminsee, von Süden gesehen

und ist 80 Meter höher als der Spiegel des zwei Kilometer westlich davon liegenden Niedersees.

Die Leute erzählen, an der Stelle, wo heute der See sich befindet, sei früher eine Stadt mit einer großen Kirche gewesen. Die Stadt sei untergegangen; noch jetzt sind Balken davon im See zu finden.

Hier haben manche Menschen schon Wunderbares erlebt.

In einer Neujahrsnacht gingen einmal zwei Männer auf dem Wege, der am See vorbei nach Breitenberg führt. Es war damals noch ein gewöhnlicher Landweg. Wie sie so wandern, hören sie auf einmal vom Wasser her Glocken läuten. Das kommt ihnen verwunderlich vor. Sie gehen näher zum See, denn sie wollen doch wissen, woher das Läuten kommt.

Da sehen sie über dem Wasser im Dunst zwei Glocken schweben, die läuten und kommen dabei immer näher ans Ufer. Wie die Glocken ganz dicht am Lande sind, können die Männer deutlich hören, daß die Glocken etwas sagen. Die kleine spricht: „Susanne, will wi to Lanne?“ Aber die große antwortet: „Gret, wedder in 't Deipe! Wedder in 't Deipe!“ Darauf kehren sie wieder um nach der Mitte des Sees und verschwinden dort im Wasser.

Die Männer waren sehr erstaunt über das, was sie gesehen hatten, denn sie konnten es sich nicht erklären.

49. Wie die Stadt Kamin unterging.

Die Leute in der Stadt Kamin waren böse Zauberer und Hexen, die allen Schabernack zufügten. Einmal sollte in der Stadt ein Pferd beschlagen werden. Das wurde dabei unruhig und stieß mit einem Hufe ein paarmal kräftig gegen den Boden, wo gerade ein Stein lag. Der sprang entzwei, und aus der Stelle, wo er gelegen hatte, kam ein Wasserstrahl in die Höhe. Der stieg immer höher und höher und wurde immer dicker. Schließlich war er höher als die Häuser in der Stadt, die alle überschwemmt wurden und einfielen. Das ging so schnell, das sich kein Mensch retten konnte.

Das soll in einer Neujahrsnacht geschehen sein; darum hört man in dieser Nacht die Kirchenglocken vom Grunde des Sees läuten. Die Geister der Hinabgesunkenen kommen empor und waschen ihre Hemden, bis sie ganz weiß sind. Die Mauern der Stadt sind noch heute tief unten zu sehen.

50. Die Sage vom Lindsberg.

Der Papenzinsee besteht aus drei durch zwei Untiefen getrennte Becken. Das südliche Becken gehört zum Kreise Bublitz, die Osthälfte der beiden anderen zu Rummelsburg und die Westhälfte zu Schlawa. Im Schlawer Kreise liegen neben der südlichen Steinuntiefe, wo die Endmoräne durch den See geht, der Fuchsberg und der Lindsberg. Beide bestehen aus Gesteinspackungen. Der gewaltige Block auf dem Lindsberg ist unter Naturschutz gestellt, und Hügel und Fingling sind Kreiseigentum geworden.

Auf diesem Lindsberg soll früher ein Lindwurm gehaust haben, der unter dem Block begraben liegt. Das war eine gewaltige Eidechse, die auf der Nase noch ein fürchterliches Horn trug. Wenn sich ein Wesen dem Berg näherte, stieß der Wurm aus den Nasenlöchern einen Feuerstrahl, womit er Menschen und Tiere tötete, die er dann verschlang. Einmal kam ein Mann am Lindsberg vorüber, der sehr müde war. Er sah einen dicken schwarzen Baumstamm da liegen. Als er sich darauf setzte, bewegte sich der Stamm, und der Mann erkannte mit Schrecken, daß er den schlafenden Lindwurm aufgeweckt hatte. In Todesangst sprang er auf und kam noch glücklich nach Hause.

51. Der »Rote Grund« bei Pollnow.

Früher machten die Polen öfter Raubzüge über die Grenze nach Pommern. Sie plünderten und brannten, trieben das Vieh fort und nahmen den Herren und Bauern Hab und Gut.

Weil ihnen niemand half, suchten die Leute sich selber zu wehren. Der Herr des Dorfes Bofens holte nach einem solchen Raubzuge seine

Bauern zusammen und zog den Polen nach. Er überraschte sie mit ihrer ganzen Beute in dem „Roten Grund“ bei Pollnow. Sie waren betrunken und schliefen ganz sorglos.

In der Nacht fielen die Pommern mit Forken, Sensen und Dreschflegeln über sie her und schlugen alle tot.

Von dem vergossenen Blut wurde der Sand rot und ist es bis heute geblieben. Darum heißt die Stelle der „Rote Grund“.

52. Der Tranberg.

Früher wohnten in Pollnow sehr viele Schuhmacher. Auf allen Jahrmärkten im weiten Umkreise stellten sie ihr selbstgefertigtes Schuhzeug zum Verkaufe aus und hatten auch großen Absatz; denn ihre Ware war gut und haltbar und vor allem wasserdicht, weil die Meister beim Schmieren den Tran nicht sparten. Den mußten sie aber auf einem Fuhrwerk von Stolp heranschaffen, und das war bei den schlechten Landwegen jedesmal eine weite und beschwerliche Reise. Um die Unkosten zu verringern, taten sich darum stets mehrere zusammen zu einem gemeinsamen Einkauf.

Nun hatten wieder einmal einige Meister die Fahrt nach Stolp gemacht und ein großes Faß Tran gekauft, auch ein Fläschchen Schnaps nicht vergessen, um sich stärken zu können, wenn sie — was häufiger vorkam — zur Schonung der Pferde eine Strecke zu Fuß neben dem Wagen herlaufen mußten. Es herrschte schon ziemliche Dunkelheit, als sie endlich im Delliner Walde nahe bei Pollnow waren. Aber in ihrer Freude, die mühselige Reise bald hinter sich zu haben, machten sie am letzten Berge noch einmal Rast, setzten sich an den Wegrand und ließen die Schnapsflasche einigemal kreisen. Dabei achteten sie gar nicht auf das Glucksen und Plätschern, das am Wagen hörbar wurde.

Schließlich besannen sie sich doch auf die Pflicht zur Heimkehr und begaben sich zu ihrem Fuhrwerk, um stolzen Einzug ins Städtlein zu halten. Da mußten sie nun die betrübliche Entdeckung machen, daß sie um den Preis ihrer Mühe, den kostbaren Tran, betrogen waren. Ihre Laterne zeigte ihnen gerade noch, wie er im Sande versickerte.

Das gab eine stille Heimkehr, zu Hause einen bösen Empfang und ein großes Gelächter in der Stadt. Die Stätte ihres Unglücks aber heißt zu ihrer geringen Freude seitdem Tranberg.

53. Die »Ottentul« im Pollnower Unterwald.

Westlich der Schlauer Chaussee, drei Kilometer von Pollnow entfernt, liegen im Unterwald zwei Seen, der Große und der Kleine Jüning. Von dem Jüning zieht sich eine Schlucht durch den Wald, die heißt bei allen Leuten Ottentuhl. Über die Entstehung dieses Namens erzählt man folgendes:

Ein früherer Pächter dieses Sees hatte in den Abfluß des Jüning

einen Fischkasten eingebaut, in dem er die gefangenen Fische bis zum Verkauf aufbewahrte. Nun merkte er aber bald, daß ihm immer wieder Fische gestohlen wurden. Er lag oft auf der Lauer, aber er konnte den Dieb nicht fassen. Da sicherte er den Fischkasten, indem er rundherum alte Sensen und eiserne Spitzen anbrachte; die sollten dem Dieb das Stehlen unmöglich machen.

Aber nun geschah ein Unglück. In einer Nacht kam der Dieb wieder, um sich billige Fische zu holen. Dabei drangen ihm die scharfen Eisen in den Leib und verletzten ihn schwer. Trotz der großen Wunden schleppte er sich noch in die Schlucht. Dort brach er zusammen und starb. Der Dieb hieß Ott, und die Waldschlucht nennt man seitdem Ottentuhl.

54. Der »Lot sinn«.

In der Pollnower Bemerkung führt eine Stelle zwischen den Sohrbergen und dem Schwarziner Kirchsteig den seltsamen Namen „Lot sinn“. Hier wurde vor vielen Jahren einmal ein Mann überfallen und beraubt. Als die Räuber ihn niederschlugen, bat er um Schonung seines Lebens und rief einigemal: „Lot sinn! Lot sinn!“ Seitdem wird die Stelle auch so genannt.

55. Wie das Dorf Sydow zu seinem Namen kam.

Vor vielen, vielen Jahren war Sydow noch nicht so groß wie jetzt. Es bestand nur aus ein paar Bauernhäusern und einer kleinen Schenke. Es hatte auch noch keinen Namen.

Da wanderten einmal spät in der Nacht noch einige Männer durch die großen Wälder, die hinter Pollnow liegen. Sie hatten sich verirrt und wußten nicht, wohin und woher. Aber im Walde konnten sie nicht bleiben; denn es gab noch viele Wölfe. Auch machten Räuber die Gegend unsicher. Also wanderten sie immer weiter, durch Dick und Dünn, durch Schluchten und über Berge. Plötzlich sah einer von ihnen weit hinten in der Ferne ein kleines Licht. In seiner Freude rief er: „Sü do! Do is Licht!“ Nun schritten sie gerade auf dieses Licht zu. Sie kamen auch richtig hin. In der Schenke fragte der Wirt, wie sie dorthingefunden hätten. Da erzählten sie alles. Das gefiel den Bauern, die dabei saßen, und es wurde eine Redensart bei ihnen: „Sü do! Do is Licht!“ Das Dorf aber behielt davon den Namen Sydow.

56. Woher der Name Rogog stammt.

Wo heute das Dorf Rogog liegt, war früher ein großer Wald. Da kamen Männer aus Rügenwalde und fingen an, die Bäume zu fällen. Das Holz verbrannten sie zu Asche, die sie in Tonnen schütteten und nach Rügenwalde sandten. Der Abfall von dem Holz wurde zu

häufen zusammengeworfen, die nannten die Köhler Roghope. Bald wurde auch ein Haus errichtet. Weil es zwischen den Häufen stand, bekam es ebenfalls den Namen Roghope.

Auf dem freigewordenen Lande siedelten sich Bauern an, rodeten die Stubben und machten sich Acker. Aber der Name blieb, doch wurde daraus allmählich Roghog.

57. Der Richter und der Teufel.

In einem Dorfe lebte ein armer Tagelöhner mit sieben Kindern. Kein Wunder, daß es da knapp zuging, denn der Gutsherr erhöhte trotz der großen Kinderschar das zuständige Brotkorn nicht. Als nun noch gar der Vater plötzlich starb, wollte die Not kein Ende nehmen; die Witwe konnte schon so sich mit ihren Kleinen kaum vor dem Hungertode bewahren und sollte jetzt noch aus ihren Mitteln heraus einen Ersatzmann stellen. Das ging nicht. Aber der Herr wußte Rat; er fuhr zum Richter in die Stadt, und der sprach, als sein guter Freund, dem armen Weibe seine Kuh ab, damit sich der Gutsherr daran schadlos halte. Auch erlaubte er ihm, die Familie aus dem Dorfe zu vertreiben.

Die Frau siedelte nun in das Nachbardorf über; die Kinder wuchsen heran und konnten der Mutter helfen, so daß die Witwe nach wenigen Jahren wieder an den Ankauf einer neuen Kuh denken durfte. Zu dem Zwecke wanderte sie am nächsten Johannismarkte in die Stadt.

Den selben Markttag war der ungerechte Richter früh aufgestanden, um sich ein wenig in der frischen Luft zu ergehen. Er stellte sich vor den Spiegel, bewunderte seine schmutzige Gestalt und rief dann aus: „Wie stattlich sehe ich aus und wie stolz darf ich sein, daß auf mein Gebot hin alle Leute bei dem Namen des Herrgotts schwören müssen und ich trotzdem tun und lassen kann, was ich will.“ Sodann machte er sich auf den Weg.

Vor dem Tore begegnete ihm ein ebenso feiner Herr, wie er selbst war. Da derselbe ohne Gruß an ihm vorüber schritt, rief er ihm zu: „Warum grüßt er denn nicht? Bin ich ihm etwa nicht bekannt?“ „Gewiß kenne ich dich“, erwiderte jener. — „Nun, wie heißt er denn, da er so unverschämt gegen mich auftritt?“ — „Das beste wär's eigentlich, du erfährst meinen Namen nicht; aber da du's wissen willst, so will ich ihn dir nicht verschweigen. Ich bin der Teufel und will mir am heutigen Johannismarkt holen, was mir von Rechts wegen zukommt.“

Der Richter war neugierig, was der Teufel wohl als sein rechtmäßiges Eigentum ansehen würde, da auch er die falsche Meinung hatte, der Böse handle nur unrecht, und bot sich deshalb dem Teufel zum Begleiter an. Es dauerte nicht lange, so begegneten sie einer

Frau, welche ein Kind auf dem Arme trug und zwei andere an der Hand führte. Weil die Kleinen, um ihre Schaulust zu befriedigen, nun bald hier, bald dort stehenblieben, so riß dem Weibe endlich die Geduld, und es rief: „Ich wollt', daß euch der Teufel hole!“

„Nun, jetzt greif zu“, sprach der Richter zum Teufel. „Nein“, erwiderte dieser, „ich darf nicht, denn es ist ihr nur im Arger herausgefahren; es ist nicht ihr Ernst.“

Sie gingen weiter; da sahen sie einen Bauern, der ein störrisches Schwein vor sich her trieb, um es auf dem Markte zu verkaufen. Da das Tier an jeder Ecke halt machte und nicht weitergehen wollte, rief der erboste Mann: „Verfluchtes Tier, hol' dich der Teufel!“

Als der Richter dies hörte, rief er: „Jetzt, lieber Teufel, greif zu; denn wenn du auch dies laufen läßt, dann wirst du überhaupt nicht zu deinem Rechte kommen.“ „Nein“, sprach der Teufel, „auch das Schwein steht mir nicht zu. Der Bauer hat es monatelang gemästet und muß von seinem Erlöse Schulden bezahlen. Es war ihm mit seiner Rede nicht Ernst. Ich werde doch noch zu dem Meinigen kommen.“

Unter diesen Gesprächen schritten sie auf den Kuhmarkt zu, wo gerade die Witwe sich eine schöne Kuh erhandelt hatte. Kaum sah sie den Richter, so schrie sie: „O, du barmherziger Gott, der will mir gewiß auch diese Kuh absprechen! O käme doch der Teufel und holte ihn!“ — „Siehst du,“ sagte darauf der Teufel zum Richter, „der ist's Ernst“, und sofort packte er seinen Begleiter bei den Haaren und flog mit ihm durch die Luft davon.

58. Wenn man an Gespenster glaubt.

I. Der Musiker und das Gespenst.

Ein Musiker hatte in einem Dorfe zum Tanz gespielt, und es war recht spät geworden und dunkle Nacht, als das Fest zu Ende war und er sich auf den Heimweg nach Pollnow begeben konnte. Beim Abschied neckten die jungen Leute ihn, wollten ihn graulich machen und sagten, er solle sich nur in acht nehmen, daß ihm kein Gespenst begegne. Er prahlte aber mit seinem großen Mut und mit seiner Klugheit; an Gespenster glaube er nicht, es gäbe auch keine; damit könne man nur dumme Leute einschüchtern.

Als er aber in der Dunkelheit auf Darbelow zuging, fielen ihm doch so mancherlei Geschichten ein, die er von den Leuten gehört hatte; sein Mut war gar nicht mehr so groß, und er sah recht oft scheu in die schwarzen Schatten der Sträucher und Bäume, an denen er vorüber kam. Sie waren so finstern und so unheimlich; wer konnte wissen, was sich hinter ihnen verbarg.

Nun kam er gerade an einem dunklen Wäldchen vorbei, da — — — horch! — Waren das nicht Schritte hinter ihm? Ganz deutlich klang es von rückwärts: Tapp — tapp — tapp — tapp.

Erschrocken drehte er sich um, sah aber nichts, und nun hörte er auch nichts mehr. Was konnte das gewesen sein? Ein Mensch? Oder wirklich ein Gespenst? Er ging schneller; doch nun tappte es wieder ganz vernehmlich hinter ihm. Die Angst drehte ihm das Gesicht in den Nacken; aber wieder war nichts zu sehen. So ging er schneller und immer schneller, und immer waren die tappenden Schritte hinter ihm. Plötzlich fühlte er einen Stoß in die Kniekehle. Vor Schreck stieß er einen Schrei aus und griff hinter sich. O Grauen! Er fühlte etwas haariges, Feuchtes. Nun verließ ihn die Besinnung völlig; das Grauen kroch ihm über den Rücken und seine Haare sträubten sich. In ihm war nur noch blinde Angst; er lief, was er konnte. Aber das half ihm nichts; hinter ihm tappten hartnäckig die unheimlichen Schritte, und je schneller er lief, umso schneller rannten sie hinter ihm her.

Halb ohnmächtig kam er endlich nach Darbelow und stürzte auf das erste Haus zu, in dem er Licht sah. Dort waren die Leute noch wach; denn der Bauer erwartete neuen Segen im Kuhstall. Ganz erstaunt ließ er den verängstigten Musiker ein, der atemlos an die Tür polterte und aufgeregt immer nur etwas vom Gespenst stammelte. Kopfschüttelnd ging endlich der Bauer hinaus, um selber nachzusehen. Aber mit lautem Lachen kam er wieder in die Stube; denn draußen stand ein — — — Kalb, das von der Weide entlaufen war und nun Gesellschaft gesucht hatte.

So war die ganze schreckliche Gespensterangst umsonst gewesen.

II. Der Drescher und das Gespenst.

Heute kann so etwas wohl kaum noch geschehen; denn mit den vielen Maschinen, die jetzt auch der Bauer auf dem Lande hat, wissen die Gespenster noch nicht Bescheid. Daher mag es wohl auch kommen, daß die Menschen kaum noch eine richtige Gespenstergeschichte erleben. Was soll z. B. ein Gespenst mit einer Dreschmaschine anfangen, die so laut und hastig brummt und rattert, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann?

Da war es früher doch anders, wenn das Korn mit dem Flegel gedroschen wurde, oft wochenlang im Spätherbst und Winter, von morgens drei oder vier Uhr an bis zum Abend. Das war wohl eine schwere Arbeit; trotzdem aber klang das: Klupp — klipp — klapp — klapp! — Klupp — klipp — klapp — klapp! doch recht gemächlich, und noch behaglicher war der Dreitakt: Klupp — klipp — klapp! Klupp — klipp — klapp! Zu zweien war das Dreschen freilich etwas langweilig, und gern holte sich der Bauer den dritten und vierten Mann zu Hilfe, nötigenfalls aus dem Nachbardorfe.

So half auch ein Mann aus Reckow in Gerbin beim Dreschen. Die Leute hatten sich über Tag nicht geschont und die Flegel tüchtig geschwungen. Der Reckower war darum nicht böse, als er nach einem

guten Abendbrot und einem kräftigen Gläschen Schnaps am Abend seinen Flegel über die Schulter hängen und seine müden Knochen heimtragen konnte.

Wie er nun so wohlgemut des Weges dahinging, klopfte ihm plötzlich jemand auf den Rücken. Verwundert drehte er sich um, aber es war niemand da. Nach ein paar Schritten fühlte er das Klopfen wieder, und wieder war niemand zu sehen. Nun wurde ihm die Sache bedenklich. Meldete sich da ein Geist? Eiliger schritt er weiter; aber häufiger und häufiger fühlte er nun am Rücken das leise Klopfen, ohne daß jemand zu erblicken war. Jetzt hatte er bald keinen Zweifel mehr daran, daß ein Gespenst ihn unsichtbar begleite; aber Gespenster bringen nichts Gutes. Ihm wurde kalt und heiß; er ging schneller und schneller; er lief zulezt. Aber alle Augenblicke fühlte er das unheimliche Klopfen. Er murmelte alle Sprüche, die er wußte; das Klopfen blieb. Ihm wurde mehr und mehr zur Gewißheit, daß ihm sein baldiger Tod angesagt werden sollte.

Ganz erschöpft und ermattet kam er zu Hause an. Seine Angehörigen erschrakten über sein verstörtes Wesen und fragten erschrocken, was ihm wäre. Mit Mühe nur konnte er berichten, was er erlebt hatte. Gedrückt hörten alle zu; nur der Nachbar, der zufällig anwesend war, meinte mit etwas niederträchtigem Grinsen: „Di hätt doch ma bloß din Flegel anstößt, den du upp 'm Puckel häddst.“ Na, das gab eine Erlösung, ein Gelächter und — eine Beschämung.

Noch oft mußte der Drescher den Spott der andern darüber anhören, daß er sich vor seinem eigenen Flegel gefürchtet hatte.

59. Des Wolfes Leidensgeschichte.

Eine Stute war mit ihrem Fohlen auf der Weide. Da kam ein hungriger Wolf an und suchte sich des Fohlens zu bemächtigen. Die Stute sah ein, daß hier nur List retten könne, lief dem Wolf hinkend entgegen und rief ihm zu: „Willst du nicht mein Junges nehmen? Ich mag es nicht mehr haben. Doch eine Liebe ist der andern wert; du mußt mir dafür vorher den Splitter, den ich mir in den rechten Hinterfuß getreten habe, herausziehen.“ Der Wolf war hoch erfreut darüber, auf so leichte Weise zu einer guten Beute zu kommen, willigte sogleich ein und näherte sich dem Hinterbein der Stute. Kaum war er jedoch mit dem Maule an den Huf gekommen, als die Stute ihm einen solchen Schlag gegen den Schädel versetzte, daß er bewußtlos zusammenbrach. Als er sich wieder erholt hatte, waren Pferd und Fohlen längst verschwunden.

Da aber sein Hunger noch größer geworden war, erhob sich der Wolf mühsam, um weiter zu gehen. Bald sah er zwei Ziegenböcke, welche sich um ihre Weideplätze zankten. Weil er meinte, sie hätten ihn bei ihrem Streit nicht bemerkt, schlich er vorsichtig näher, um sie zu überraschen. Sie hatten ihn aber schon längst gesehen und den

ganzen Streit nur aus List angefangen. Als er näher kam, baten sie ihn, Schiedsrichter zu sein. Den, welcher Unrecht bekommen würde, dürfe er zum Lohne fressen. Der Wolf willigte gern ein, und nun mußte er sich zwischen den beiden Böcken aufstellen. Diese blinzelten sich heimlich mit den Augen zu und rannten plötzlich mit so großer Wucht auf den Wolf los, daß ihm die Rippen im Leibe brachen und er wie tot zu Boden sank.

Erst nach langer Zeit kam er wieder zu sich, aber da war von den Siegenböcken nichts mehr zu sehen. Mit zerschlagenem Kopfe und zerbrochenen Rippen setzte er darum seine Wanderung fort und traf endlich eine Sau mit neun Ferkeln, die sorglos am Mühlengraben wühlten. Diesmal erschien ihm ein guter Braten ganz sicher. Die Sau aber hatte gut aufgepaßt und den alten Räuber rechtzeitig erblickt. Sie lief ihm entgegen und rief: „Stiß doch eins oder zwei von meinen Ferkeln, ich kann sie gar nicht mehr alle ernähren, denn es sind ihrer zu viele.“ „Sehr gern“, erwiderte der Wolf und wollte gleich zubeißen. „Ach nein,“ sprach da die Sau, „zuvor müssen wir sie doch taufen, damit sie selig sterben.“

Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen zur Wassermühle, an die Stelle, wo das Wasser auf das Mühlrad herabfällt. Dort schob die Sau ein Brett halb über die hölzerne Rinne und stellte sich auf das andere Ende, damit es nicht hochwippte. Der Wolf mußte sich nun so auf das Brett setzen, daß er sich über dem Wasser befand, um die Ferkel taufen zu können.

Gerade als ihm das erste Ferkel hinübergereicht werden sollte, trat die Sau aber zurück. Das Brett wippte, und der Wolf fiel auf das Mühlrad, wurde von den Schaufeln tüchtig zerschlagen und dann ins Wasser geschleudert, aus dem er erst nach vieler Mühe kaum sein Leben zu retten vermochte. Sau und Ferkel aber hatten inzwischen längst Abschied genommen.

Mißmutig und ganz am Leben verzagend hinkte der Wolf nun zurück in den Wald, wo ein alter Besenbinder mit seinem Beile Holz schlug und Reiser suchte. Wie der den Wolf erblickte, kletterte er vor Angst auf einen Baum. Der Wolf hatte ihn in seinem Kummer gar nicht bemerkt, sondern legte sich unter denselben Baum und verwünschte sein Schicksal. „Ach,“ seufzte er, „ich bin so unglücklich, würde doch der liebe Gott ein Beil herab und erschläge mich!“ Der Besenbinder, nicht faul, warf ihm mit tüchtigem Schwunge sein Beil auf den Schädel. Da schrie der Wolf noch auf: „O, lieber Gott, so ernst hatte ich es nicht gemeint!“, und dann verschied er.

60. Der Fuchs und die Gans.

Eine Gans, die friedlich auf dem Felde graste, sah plötzlich dicht neben sich Bruder Reinhard, der sich unbemerkt herangeschlichen hatte. Da an ein Entfliehen nicht mehr zu denken war, verbarg sie ihren

Schrecken und rief dem Fuchs zu: „Komm doch her und hilf mir suchen; ich habe einen Groschen verloren. Finde ich den nicht wieder, so will mir der Bauer den Kopf abschlagen. Dann wäre es mir noch lieber, wenn du mich fräßest.“

Der Fuchs tat ganz bereitwillig und machte sich mit an das Suchen, obgleich er nur den Gänsebraten im Auge hatte und an den Groschen gar nicht dachte. Dabei blieb er stets dicht an der Seite der Gans, so daß es dieser nicht gelang, abseits zu gehen und zu entfliehen, wie sie gewollt hatte. Gar bald erklärte er denn auch, das Geldstück sei nicht zu finden, und er wolle die Gans nun fressen. Dabei packte er sie auch schon mit der Schnauze am rechten Flügel. Die Gans erklärte, sie sei zum Sterben bereit, doch solle der Fuchs ihr vorher noch die eine Freude machen und mit ihr tanzen. Der Fuchs ließ sich erbitten und schlenkerte sie lustig im Kreise herum. Die Gans schien darüber sehr vergnügt zu sein und schrie zum Tanze fröhlich ihr „Kiijack! Kiijack!“ Da vergaß sich der Fuchs und rief lustig: „Hopssassa, hopssassa!“ Dabei hatte er aber das Maul geöffnet und den Flügel der Gans losgelassen. Diese, durch den Tanz in Schwung gebracht, erhob sich plötzlich in die Luft. Von dort rief sie dem verblüfften Fuchs zu, sie wolle nur dem Bauern Bescheid sagen und von ihm Abschied nehmen; er solle nur nach dem Hofe nachkommen und rufen: „Bedenk di! Bedenk di!“ dann würde sie sich bei ihm einstellen. Damit flog sie dem Gehöfte zu, wo sie sich auf dem großen Teiche niederließ.

Der Fuchs folgte ihr auch arglos nach, kroch durch ein Loch des Zaunes in den Garten und rief der Gans zu: „Bedenk di! Bedenk di!“ Die Gans aber schwamm lustig auf dem Wasser umher und rief: „Du, ich häww mi all bedacht!“ Da liefen auch schon die Hunde, die durch das Geschrei aufmerksam gemacht worden waren, herbei und wollten dem Fuchs das Fell zerzausen. Dieser merkte jetzt, daß er betrogen war, nahm schleunigst Reißaus und sprach ingrimmig zu sich: „Das ist das erste und letzte Mal, daß ich mich am Ende eines Dinges bedacht habe; künftig werde ich mit dem Bedenken anfangen.“

61. Der dankbare Bär.

Eine Frau kehrte vom Markte heim. Sie hatte es sehr eilig, denn ihre Kinder waren allein zu Hause und warteten schon seit dem frühen Morgen auf sie. Deshalb hielt sie sich im Walde nicht auf der breiten Landstraße, sondern schlug den schmalen Richtsteig ein. Gerade wollte sie da ein dichtes Gebüsch durchschreiten, als plötzlich aus dem Buschwerk ein mächtiger Bär auf den Hinterfüßen heraustrat und schnurstracks auf sie losging.

In Todesangst stand die arme Frau still und schaute starr dem Untier in den geöffneten Rachen. Der Bär aber schien mit dem Fressen keine Eile zu haben; er brummte nur und hielt dabei bittend die

eine Vordertahe dem Weib vor die Augen. Anfangs machte dies Beginnen des Bären die Frau nur noch furchtsamer; endlich faßte sie sich jedoch ein Herz und sprach bei sich: „So oder so tot; ich will einmal sehen, was mit der Tahe ist.“

Sie ergriff dieselbe mit beiden Händen, untersuchte sie und siehe da, in die Tahe hatte sich ein großer Holzsplitter tief hineingebohrt. Er war schon ganz vereitert und mußte dem armen Tier unsäglich Schmerzen bereiten. Da sie ein gutes Herz hatte, zog sie schnell eine Nadel hervor, grub den Splitter heraus und entfernte den Eiter.

Der Bär versuchte vorsichtig mit der verletzten Tahe aufzutreten. Als das glückte, brummte er vergnügt, packte mit seinen Zähnen die Frau bei der Schürze und zerrte sie sodann hinter sich her in das Dickicht des Waldes hinein. Bei einer hohen Eiche machte er endlich halt, und nun glaubte die Frau, ihre letzte Stunde habe geschlagen. Doch der Bär ließ die Schürze los und kletterte am Stamm der Eiche empor.

„Jetzt ist es Zeit zu entfliehen“, dachte die Frau, und fort war sie. Aber kaum hatte der Bär ihre Flucht bemerkt, so war er auch mit einem Satz vom Baume herunter, und nun ging's hinter ihr drein, bis er sie eingeholt hatte. Sofort packte er sie wieder bei der Schürze und führte sie zum Baume zurück.

Diesmal blieb die Frau stehen, weil ein Entrinnen ja doch nicht möglich war. Der Bär kletterte darauf bis zur halben Höhe der Eiche und griff dort in eine Höhlung des Stammes, in der wilde Bienen ihre Honigwaben gebaut hatten. Davon nahm er ein paar große Klumpen und warf sie dem unten stehenden Weibe gerade in die Schürze hinein. Jetzt merkte die Frau, daß das Tier sich nur habe bedanken wollen. Nachdem die Schürze ganz mit Honig gefüllt war, stieg der Bär wieder herab und führte seine Wohltäterin bis zu der Stelle des Richtsteiges zurück, wo sie ihm den Splitter aus der Tahe gezogen hatte. Dort kehrte er um und ging in den Wald zurück. Die Frau aber kam unbeschädigt mit dem vielen Honig zu ihren Kindern heim und erzählte ihnen von dem wunderbaren Abenteuer.

62. Die Schlange und die Kuh.

Wenn der Kuhhirt von Sndow des Morgens seine Rinder austrieb und im nahen Walde angelangt war, so verschwand regelmäßig auf einige Zeit eine Kuh, die einem Tagelöhner gehörte, und war fürs erste nicht zu finden. Kam sie dann endlich zur Herde zurück, so war ihr Euter schlaff und ausgelesen.

Weil der Hirt trotz aller Mühe die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung nicht ausfindig machen konnte, so behielt der Eigentümer seine Kuh im Stalle zurück und schloß sie dort fest ein. Aber auch das half nichts. Das Euter schwoh vielmehr stark an, und an Milch-

ertrag war ebensowenig zu denken wie vorher. Als so der dritte Tag gekommen war, ließ man die Kuh wieder aus dem Stalle, und Tagelöhner und Hirte folgten ihr eifrig nach. Die Kuh rannte sofort dem Walde zu in das Gebüsch hinein, bis sie zu einem Steinhäufen gelangte. Dort blieb sie stehen und brüllte, als ob sie jemand ihre Ankunft anzeigen wollte.

Kaum war ihr Gebrüll verstummt, so schlüpfte eine große Schnouk (Schlange) unter den Steinen hervor, schlang sich um das Hinterbein der Kuh und kroch daran bis zum Euter empor, worauf sie nacheinander aus allen vier Zügen die Milch bis zum letzten Tropfen ausfog. Soweit ließen die beiden Leute die Schlange gewähren. Dann stürzten sie aber auf sie los, rissen sie von der Kuh herab und schlugen sie tot. Seit der Zeit trennte sich die Kuh nicht mehr von den andern und gab reichlich Milch.

63. Der Katzenmarkt in Pollnow.

Wie Danow seinen Fliegenmarkt, so hat Pollnow seinen Katzenmarkt. Darüber erzählt man sich folgende ergötzliche Geschichte. In Rügenwalde wohnte in der oberen Langen Straße ein Kaufmann, der ein Schalk war und die Leute gern anführte. Eine Menge dieser Streiche lebt noch heute im Gedächtnis der älteren Einwohner weiter.

Dieser Kaufmann reiste eines Tages nach Pollnow und stieg im vornehmsten Gasthose ab. Dorthin ließ er sich den Polizisten kommen und gab ihm den Auftrag, folgendes durch Ausruf öffentlich bekanntzugeben. Er habe den Auftrag, für die russische Regierung mehrere Tausend gute Katzenfelle zu kaufen zur Herstellung von Pelzmützen für die Leibgarde des Zaren. Er zahle sofort bar die höchsten Preise für lebende Katzen, und auf einen Taler mehr oder weniger für ein besonders gutes Katzenfell komme es ihm nicht an.

Da dauerte es denn nicht lange, und Frauen, Mädchen und Schulkinder kamen mit Peter, Liese und Mieze auf dem Arme an und füllten bald den ganzen Marktplatz, ungeduldig auf die versprochenen Taler wartend. Vom Miauen und Fauchen gingen die auserwählten Opfer bald zum Krazen und Beissen über, und unter ohrenzerreißendem Lärm gab es einen allgemeinen Aufruhr.

Der Anstifter hatte vom Fenster aus das Schauspiel verfolgt. Jetzt schien ihm die Sache doch nicht mehr recht geheuer. Schleunigst machte er, daß er seine Sache bezahlte und durch eine Hintertür ins Freie gelangte. So hörte er die Verwünschungen der Betrogenen nicht. In der nächsten Zeit ließ er sich im Städtchen nicht sehen, „denn, man kann nicht wissen“ — so schloß er immer vielsagend lächelnd seine Erzählung dieses Erlebnisses.

64. Twei Mann sind twei Mann.

Ein Mann fürchtete sich, abends allein im Dunkeln zu gehen. Er hätte gern Gesellschaft gehabt. Da hingte er seinen Hut auf den Krückstock und trug ihn so vor sich her. Dabei sprach er immer vor sich hin: „Tweil Mann sind twei Mann.“

65. Griß min Fru.

Eie Bur — sei nannte em im ganze Döör bloß Willem, Hamke Willem — bröcht ein por Köj no de Stadt to'm Markt. Sin Nohwer Jochen ging mit, ut Fründschafft; denn twei sind bi nem Kauhhandel immer bäter as einer allein. Dat duert denn uck nich lang, dor were dei Köj verköfft un tworst wäl bäter, as Willem sich dat dacht härr.

So'n Handel mutt äwer immer ordnlich begote ware. Willem wull sich nich lumpse lote un ging mit sinem Nohwer nu in eie ganz sin hotel. Dei Kellner keek jo 'n bäten scheif, as de beiden rinkeime; äwer as Willem glik ne Buddel Win un vor jeden ne grote Koorn foderte, kreeg hei doch ne fründlich Näs un rasche Bein.

Nu satt dor eie siin Herr un att; dorbi namm hei mit'nem kleine LÄpel immer 'n bäten wat Bruns ut einem kleine Gläske dortau. Willem sach sich dat niglich an. „Dat mutt jo ganz wat siins sinn un diir, dat hei so wenig dorvon nimmt,“ dacht hei sich; „na sowat kån wi uns hüt jo uck eis leiste.“ hei reip de Kellner, ded em dat wiese un säd: „Dör 'ne Doler uk son't.“ Dei Kellner verstuht sich toirst wat, äwer dunn bröcht hei 'ne grote Topp vull un twei LÄpel dortau.

Willem nöddigt nu sine Nohwer un namm uck rasch 'ne grote LÄpel vull. Up eis bleev em dat Mul open; hei verkehrd dei Ogen, full to-rügg up de Staul un stähnte ganz schwach: „Griß min Fru, Jochen, ik starw!“

hei härr Mostriß jäte.

66. Derre will wi ligge lote.

Ein Bauer hatte einen Jungen, der trotz seiner fünf Jahre schon mit recht verständigen Augen das Leben und Treiben in der väterlichen Wirtschaft ansah. Er lernte es dabei auch als etwas Selbstverständliches ansehen, daß eine zu große Vermehrung mancher Tiere nicht erwünscht ist und darum verhindert werden muß. Der Hündin z. B. läßt man wohl eins von ihren Jungen; die andern aber werden beseitigt.

Eines Tages bekam die Bauernfrau Drillinge. Als diese schön eingepackt nebeneinander im Bettchen lagen, holte der Vater den Buben herein, um ihm die Geschwister zu zeigen. Er glaubte, dieser würde sehr erfreut sein.

Doch ohne besonders überrascht zu sein, schaute der Junge die Kleinen der Reihe nach prüfend an und sagte endlich: „Doter, derre in de Midd, derre will wi ligge lote!“

67. Sprichwörter und Redensarten.

1. Wat eie gaud Schwinn is, frett alles.
2. „Wäl Geschrei un wenig Wull,“ säd Ulespegel, dor scherte hei dat Schwinn.
3. Klor Woter gifft klore Ogen.
4. „Wo Rook is, is uck Süer“, säd Ulespegel un kraht im Peerdmeß.
5. Wo wäl Meß is, is uck wäl Brot.
6. „Dat is halw Rock“, säd dei Doß un sedd sich hinner dei Egd.
7. „Heging hinnerm Kettelbusch“, säd dei Doß un satt an dei verkehrte Sied.
8. „Dat trecht sich alles no 'm Liev“, säd dei Schnieder un sett dei Ärmel an 't Tascheloß.
9. Scheif is uk leiv.
10. Dei Appel fillt nich wiet vom Stamm, as dat Schop, so uk dat Lamm.
11. Wat im gaube Pott is, veruert nich.
12. Dei Züg is dei Schwanz, nich so lang wusse, dat sei sich dei Fleige kehre kann.
13. „Dat is man son Reden“, säd dei Doß, „wer nimmt mi to 'm Gösheiden.“
14. „Gaud, dat ick nuschd dormit to daun heww“, säd dei Frug; dor hädd sei dat ganz Döör tosammen schladdert.
15. Krank as so 'n haun, wäl fräte un nuschd daun.
16. Schlimm mutt Schlimm verdriewe.
17. Supe mächt lustig, äwer schwach up dei Bein.
18. Spinn, Mäke, spinn, dei Brutmanns riede um, sei sind all vor Nohwers Dör, villicht kome 's hier uk her.

68. Das Rosenfest in Pollnow.

Das Fest ist ursprünglich zur Zeit Friedrich Wilhelms III. als Feier des Geburtstages des Königs am 3. August eingerichtet und nach dessen Tode in die Zeit der Rosenblüte verlegt worden.

Am Nachmittage sammeln sich die Kinder im schönsten Festschmuck vor dem Schulhause und stellen sich dort in langer Reihe auf. An der Spitze stehen die Trommler und Pfeifer der Turnkapelle. Dann folgen zwei Knaben mit Vögeln, dann je zwei und zwei Mädchen, einen mit Laub und Blumen umwundenen Reifen tragend, unter dem noch ein

drittes kleineres Mädchen geht, zuletzt die übrigen Knaben mit Fahnen und Wurfkeulen. So marschirt der Zug durch die Stadt hinaus zum altgewohnten Festplatz im Walde bei der Reehes Walkmühle.

Dort werden die Knaben nach der Größe in zwei Abteilungen geteilt und werfen dann die beiden Vögel ab. Die Mädchen lassen unterdessen eine an einer Schnur hängende Taube mit spitzem eisernem Schnabel nach einer Scheibe fliegen. Kleine Geschenke erfreuen die Sieger. Später werden die Kinder mit allerlei Spielen unterhalten, und viele Buden sorgen für Erfrischungen. Am Abend kehrt der Zug in die Stadt zurück.

Auf dieses Fest freuen sich die Kinder schon wochenlang vorher, und es ist keine Ruhe, bis es vorbei ist. Auch die Erwachsenen nehmen gern daran teil. So ist das Rosenfest längst zum beliebtesten Volksfest geworden.

69. Kinderverse.

1. Heller, macheller, schlog Kickenke dot,
dat leggt mi kein Eier, o frett mi min Brot.
2. Sing, sing vom bunten Kötter,
läßt hei lang, denn wart hei größer;
läßt hei noch eie Johr,
denn kriegt hei grieße Hör.
3. Wenn sei Piepe o Burrkes moke:
Burr, Burr, beeke,
goh nich entweeke;
Burr, Burr, baffe,
goh glatt afke!
Saffe schall die,
Burrke schall mie.
4. Wenn zum Mähen die Sense geklopft wird:
Klopp — klopp — klopp — klopp, Homerke,
morge ward dat Somerke.
5. Wenn es regnet:
Regen, regen grote Druppe,
Mäkes sind von goldne Puppe,
Junges sind von Düwelsdreck,
springe öwer Tun un Heck.
6. Meine Mu, meine Mu, meine Mutter schickt mich her,
ob der Ku, ob der Ku, ob der Kuchen fertig wär';
wenn er no, wenn er no, wenn er noch nicht fertig wär',
komm ich mo, komm ich mo, komm ich morgen wieder her.

70. Abzählreime.

1. 1 2 3 4 5 6 7, uns're Mutter, die kocht Klieben,
unser Vater, der brät Speck. Du mußt weg.
2. Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du.
3. 1 2 3 4 5 6 7, komm, wir wollen Kegel schieben,
Kegel um, Kegel um, Böttcher, Böttcher, bumbubum.
4. Satt mol eine Kreih am Weg, wull dei Bibel lese,
Bibel lese künn sei nich, kamm dei Doß un drew sei weg,
drew sei hen to 'm Schniedermeister,
Schnieder säd: „Ich bin kein Preister,
war dat glick dem Jäger segge,
dei ward die dei Schrift utlegge.“
Alle, hallo, buff, baff!
Du bist aff!
5. 1 2 3, Botter up de Brei,
Solt up de Speck,
du mußt weg.
6. Ene — mene — mink — Maus lief ums Rathaus,
wollte sich was kaufen,
hat sie sich verlaufen,
setzt' sie sich ins grüne Gras,
macht' sich ihre Höschchen naß.

V. Anmerkungen.

Für Bücher und Hilfsmittel ist zu verweisen auf: Sagen und Erzählungen des Kreises Schlawe, Verlag A. Mewes Nachf., Rügenwalde Ostsee, Teil I (1937), Teil II (1938), im folgenden abgekürzt: Sagen u. Erz. I bzw. II.

Wo die erste Auflage des Buches: Sagen des Kreises Schlawe von Karl Rosenow, Verlag A. Mewes Nachf., Rügenwalde Ostsee, 1921 (abgekürzt: Rosenow, Sagen 1921) verwerlet ist, folgen in den Anmerkungen genaue Hinweise. Die f. z. dort gegebenen Herkunftangaben usw. sind in e d r i g e Klammern gesetzt.

Weitere Abkürzungen:

Bl. Blätter für pommerische Volkskunde, Bd. I—X, Stargard und Labes 1892—1901.
Haas, A. Pommerische Sagen, Leipzig 1921.

Hensche, K. H. Pommerische Sagengestalten, Greifswald 1936.

H. H. G. Heimatbeilage der Grenzzeitung: Heimat im Grenzland, Stolp 1937 f.

H. O. Heimatbeilage der Zeitung für Ostpommern: Ostpommersche Heimat, Stolp.

H. Schl. Heimatbeilage der Schlawer Zeitung, Schlawe 1924—1933.

H. Schl. G. Heimatbeilage der Schlawer Grenzzeitung: a) Volk und Heimat, 1934—1935; b) Was Deine Heimat Dir erzählt, 1936—1937.

Jahn, U. Volksagen aus Pommern und Rügen, Berlin 1890.

Kogl. Hauptlehrer E. Koglin, Pollnow.

P. Pollnow.

Die Bilder zeichneten unsere Kameraden G. Jonas und R. Krampe.

I. Aus der Geschichte des Schlosses und der Stadt Pollnow.

Als Quelle wurde die Pollnower Stadtkronik benutzt. Ferner leistete wertvolle Dienste: Rosenow, Rund um den Papenzinsee, H. O. 1935, Nr. 14 ff. Zu verweisen ist auch auf H. O. 1934 Nr. 40 ff. Das Blaue Buch von Pollnow.

Der Kaufvertrag von 1472 ist in niederdeutscher Sprache geschrieben. Eine teilweise Wiedergabe findet sich in H. Schl. 1928, S. 277. Nachstehend ein Auszug:

„Wij Eriek van Gades gnaden tho Stettin, Pamern, der Cassuben unde der Wenden Hertogk unde Fürste tho Rügen, Bekennen un thügen vor alls wem, dat wy sin tho samende gekamen mit deme Ehrbaren, düchtigen Peter Glasenappe, Erffsechten tho Koprivoen, unseme lewen getrübben rade un manne mit lüte, also

dat wy na rade, tholate un wyllen der Ueluchteden Hochgebahrenen Forstinnen Sophien unfer Ehliken Hufstrowen, Hertoch Bogeslaves un Erasmerch unfer Son, unfer lewen getrewen Raden hebben geven, gelegen und gunt, unse Schlot, Stad un Landt Pollnowe, mit alle sinen thoberungen, rechticheiden, vrigcheiden, Dorperen, hwen, tynsen, Molen und kerkenen, afflageren un Borchdenst, id in an gelde, korne-Pacht, Bede, mit aller nut, also quit und veig unse Seligen Vorolderen dat alder vrigest von deme stuhle gehad un beseten hebben, mit deme Hogesten un mindesten Gerichte der Stad, des Landes an hant un hals, un mit alleme Rechte em un ihnen Erven thu Erne un von Erven tho Erven, nichts nicht uht genamen man allene de Ridderthop, de in deme Lande tho Pollnowe wahren und besäten sin, de schalen by ons un onse Erven un nakommelingen tho ewigen tyden Blyoen und de Benamende Peter Glasenappe ihne Erven schelen dar nicht mer Bedens aver hebben, man in unseme nahmen alle unse knecht un Voget, un in dem Lande Richten un Richte holden un raden. usw.

Gegehen tho Rügenwalde in dem Jahren des Herrn Dufend veerthundert dar na in deme tweer un Söventigsten Jahre des Sundags na Johannis Bapstis under onferem Insegell.“

Zum Brande im Jahre 1736 seien der Eigenart wegen zwei Gedichte aus

der Kirchenmatrikel wiedergegeben. Das erste, von Bublly an Pollnow gerichtet, lautet:

1. Armes Pollnow, denk' daran,
Was der höchste dir getan,
Denk bei deinem Feuerschaden
An die heigen Osterladen,
Die du 'gessen hast mit Schmerzen
An dem letzten Tag des Märzens,
Da du gingst die Trauerbahn,
Armes Pollnow, denk daran.
 2. Pollnow, denk an jene Zeit,
Da des höchsten Gütigkeit
Ihre Flügel ausgebreitet,
Da die jezt zerschmolz'nen Glocken
Zur Kirche konnten loden,
Da die Mahlzeit war bereit,
Pollnow, denk an jene Zeit!
 3. Pollnow, ach, wie siehst du aus!
Liegst du doch in Asch und Graus.
Deine Kirche ist verheeret,
Deine Häuser sind verzehret,
Und die Lebensmittel fehlen.
- Wer kann deinen Jammer zählen?
Bist du nicht ein wüstes Haus?
Pollnow, ach, wie siehst du aus!
4. Liebes Pollnow, denk daran,
Schau, das hat der höchst' getan.
Deine übermäß'gen Sünden
Müssen diese Zeit empfinden;
Deine Sonntagschändereien,
Fluchen, Schwören, Schändereien
Reichen bis zum Himmel an.
Liebes Pollnow, denk daran!
 5. Pollnow, soll dir's wohl ergehen,
Soll dein künftig Glück bestehen,
Mußt du dich zu Gott bekehren
Und den Sonntag besser ehren.
Wirst du dich von Sünden waschen,
Wirst du bald aus deiner Aschen
Als ein Phönix auferstehn,
Pollnow, dir wird's wohlsergehen.

Da vier Wochen später in Bublly ebenfalls ein großes Schadenfeuer wütete, das 60 Häuser und die Scheunen vernichtete, wobei auch der Bürgermeister seinen Tod fand, hatte Pollnow Gelegenheit zu einer Erwiderung. Sie lautete:

1. Bublly, hast du wohl gesehen,
Was an Pollnow Gott getan?
Zweifelsohne ist's geschahn,
Dah du dich sollst spiegeln dran.
Denn so läßt er nach vier Wochen,
Seit du unsern Brand gerochen,
Bublly, dich im Rauch aufgehen
Und hängt dir ein Denkmal an.
Bublly, hast du wohl gesehen,
Was an Pollnow Gott getan?
2. Bublly, der muß harte schlafen,
Den das Feuer weden muß;
Drum wird den verlornen Schafen
Angepreßet schwere Buß.
Will man nicht die Boten hören,
Die uns Gottes Wege lehren,
So erblijen seine Waffen
Und des Hornes-Schalen-Guß.
Bublly, der muß harte schlafen,
Den das Feuer weden muß.
3. Bublly, du hast unfer Feuer
Nur vielleicht von fern betracht,
Und dich selbstn all zu teuer
Und nom Unglück fern geacht.
Doch das heißt im Finstern tappen,
Gleiche Brüder, gleiche Klappen.
Weil du Gott denn nicht getreuer
Warest, sind wir gleich gemacht.
Bublly, du hast unfer Feuer
Nur vielleicht von fern betracht.
4. Bublly, zwischen dein Cantate
Fällt ein Jammer-Achzen ein,
Und dein Sonntags-Jubilate
Muß ja ein Lamentum sein.
Wenn man nicht will eher weinen,
Bis die Zorngericht erscheinen,
Das heißt freilich viel zu späte
Seine Missetat bereuen.
Bublly, zwischen dein Cantate
Fällt ein Jammer-Achzen ein.
5. Bublly, denk an deine Sünden,
Da du heimgesuchet bist.
Sieh, des höchsten Augen finden,
Was dir längst vergessen ist.
Was bisher in dir gestedet,
Hat das Feuer aufgededet.
Das soll dir ein Licht anzünden.
Wohl! der dieses dabei lieft!
Bublly, denk an deine Sünden,
Da du heimgesuchet bist.
6. Armes Bublly, es beweinet
Pollnows Asche deinen Brand.
Doch so gut als es gemeinet,
Ist bei uns nur leere hand.
Vor dein Speijen und Erquiden
Kann nur Tränen Pollnow schiden,
Womit es für Gott erscheint,
Dah der Zorn werd' abgewandt.
Armes Bublly, es beweinet
Pollnows Asche deinen Brand.

7. Bublitz, laß den Mut nicht sinken,
 Dich schlägt eine Vaterhand.
 Es ist dir nach unserm Danken
 Nicht zu hoch der Bog'n gespannt.
 Deinen Tempel läßt er stehen
 Und dir hiermit deutlich sehen,
 Solches sei ein Gnadenwinken,
 Daß sein Herz nicht ganz gewandt.
 Bublitz, laß den Mut nicht sinken,
 Dich schlägt eine Vaterhand.

8. Liebes Bublitz, diese Flammen
 Sollen uns für Augen stehn.
 Ei, so laß uns denn zusammen
 Zu dem treuen Vater gehn.
 Der geschlagen, wird uns heilen,
 Er wird uns zu helfen eilen
 Und aus diesen tiefen Schlammern
 Schon zu rechter Zeit erhöhen.
 Liebes Bublitz, diese Flammen
 Sollen uns für Augen stehn!

Die beiden Gedichte erinnern mit ihrer Übersteigerung und ihrer Vorliebe für eigenartige Lied- und Wortformen einmal an die Barockdichtung, zum andern zeigen sie aber doch schon verstandesmäßige Darstellung, wie sie die Aufklärungszeit in ihren Werken bevorzugt. Das aus Pollnow stammende Lied offenbart eine gewisse Gefühlstiefe gegenüber der etwas überheblichen Bublitzer Dichtung. Selbst erfahrenes tiefes Leid läßt das Unglück der andern besser verstehen.

Als Verfasser glaubt K. Rosenow für das an Pollnow gerichtete Gedicht den Präpositus Joachim Holce (1725—42 in Bublitz) zu erkennen, von dem er wiederholt Gelegenheitsgedichte gefunden hat. Bei dem nach Bublitz gesandten Gedicht werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir es dem Pastor Martin Friedrich Schmitt (1717—46 in Pollnow) zuschreiben" (H. Schl. 1925 S. 103).

Teile der Stadtchronik und die beiden Gedichte sind veröffentlicht in: H. Schl. 1925, S. 102 f. K. Rosenow, Der große Brand in Pollnow.

II. Quer durch unser Sagengebiet zum Steinberg.

Von der Gründung Klarenwerders durch Adam von Podewils erzählt die wiederholt erneuerte, hölzerne Gedenktafel in Klarenwerder (abgedruckt in H. Schl. 1928, S. 245 und 1930, S. 359):

Nach löblichem Gebrauch der hochberühmten Alten,
 War ich darauf bedacht, mit Rugen haus zu halten.
 Ich suchte meine Lust in Heide, Feld und Wald,
 In Büschen, Berg und Tal, wo Echo widerhallt,
 Ich wählte solche Stätt', wo Bach und Ströme fließen,
 Wo Fisch und Vogelstark die Nahrungspeis versüßen.
 Und als ich diesen Ort damit umgeben fand,
 Erwog ich hier mein Tun und griff hier einen Stand.
 Ich sing zu hacken an, zu roden und zu hauen
 Und von gefällttem Holz die Zimmer aufzubauen,
 Ich ließ das Räderwerk mir angelegen sein,
 Und was dazu gehört, schaffst ich vorzüglich an.
 Zur Weide meines Viehs bestellst ich fette Wiesen,
 Die Bach und Ströme ließ ich fangen mit den Schleusen.
 Ich legte Blumen an, auch Ochz' und Schaf' und Kühe
 Und ließ dies insgesamt wohl wachsen, spät und frühe.
 Wo man trug ein Gericht mit frischem Mut zu Tische,
 Das gab viel Käse und Milch, auch Fleisch und schöne Fische.
 Davon ich und mein ganzes Haus recht appetitlich aßen
 Und dabei Gott den Herrn zu loben nicht vergaßen.
 Und weil mein Ehgemahl, Frau Klara Sitgewin,
 Mir allerwegen hat hierinnen wollen nügen,
 So hab ich mich zu ihr mit bestem Dank gelenkt
 Und ihr zum Eigentum dies neue Gut geschenkt.
 Nach ihrem Namen soll sichs Klarenwerder nennen,
 Ich wünsche, daß sich mag kein Glücke von ihr trennen.

Anno 1667, den 28. Mai.

Adam von Podewils.

III. Unsere heimischen Volkserzählungen der Gegenwart.

Die Abhandlung bringt einige Beobachtungen, die beim Sammeln der vorliegenden Sagen und Geschichten gemacht wurden. Als wesentliche Ergebnisse können herausgestellt werden:

Das Sammeln von Erzählgut ist eine wichtige Seite des Heimat- und Volkskundeunterrichts in der Schule. Die Mittel- oder Oberstufe kann hierdurch in ein wertvolles Gebiet der Deutschen Volkskunde eingeführt werden. Die Kinder können sich selbständig betätigen. Auf lose Zettel geschrieben, mit Datum sowie Name, Alter und Wohnort des Erzählers versehen, wird sich bald ein beachtenswerter Bestand zusammenfinden, der sorgfältig in einer Mappe im Schularchiv aufzubewahren ist. Diese Sammeltätigkeit ist Jahr für Jahr zu wiederholen, auch wenn dieselben Geschichten häufiger wiederkehren. Für die Schule ist solche Sammlung ein heimatischer Schatz, für den Forscher eine wertvolle Fundgrube.

Für den Wert der in obiger Betrachtung erwähnten „Sagentrümmer“ wie überhaupt für eine Sammeltätigkeit kann verwiesen werden auf: Friedrich Wilhelm Schmidt, Die Sage als Kunstform, in: Zeitschrift für Niederdeutsche Volkskunde, Jahrgang 1929.

Wie heute in einem anderen pommerischen Heimatgebiet die Sagensammlung gute Früchte gezeitigt hat, zeigt das Buch von Hugo Stübs, III Laj vertellen, Greifswald 1938.

IV. Sagen und Erzählungen in und um Pollnow.

1. Aus Drawehn von einem verstorbenen Arbeiter der Kalkbrennerei. Geschichten vom wilden Jäger sind häufig. Vgl.: Sagen u. Erz. II, Nr. 4, Anm.

2. Zusammengefaßt aus den Erzählungen von Karl Schulz, 70 J., Frey Braun, 14 J., Kurt Braun, 14 J.; alle P.

3. Von Schüler Martin Wiese, erzählt von seiner Großmutter aus P.

4. Von Günter Dähn, 13 J.; erzählt von seinem Großvater aus P., 60 J. Eine Erzählung der Frau Körner, P., 70 J., lautet wörtlich (aufgeschrieben von ihrem Enkel Walter Körner, P., 14 J., 1936):

Die wilde Jagd bei Großwaldhof.

Im Herbst 1904 ist es gewesen. Wir haben damals in Großwaldhof, Kreis Schlawa, gewohnt. Die Leute haben alle geschlafen. Wir haben auch schon geschlafen. Mit einmal bin ich aufgewacht. Es ist solch großer Sturm gewesen und ganz dunkel. Da höre ich Pferde trappeln, Peitschen knallen, Wagen rasseln und Hunde bellen. Ich höre Singen und Lärmen von Männerstimmen und Schreien, Pfeifen und Blasen. Ich springe aus dem Bett und gucke aus dem Fenster, sehe aber nichts. Da ist Großvater auch aufgewacht und fragt, was los ist. Ich erzähle es ihm halbtig und er sagt, daß es die wilde Jagd ist. Wer draußen ist und danach ruft, den nehmen die wilden Jäger mit. Er muß ihnen solange jagen helfen, bis er tot hinsinkt. Da bin ich still wieder ins Bett gekrochen, aber ich konnte nicht eher einschlafen, bis die wilde Jagd vorbei war und draußen alles wieder ruhig war.

5./6. Mitgeteilt von Karl Schmidt, P., 39 J., bzw. Frau Anna Doelcke, P., 68 J. Der Glaube, daß manche Menschen Tote sehen können, findet wiederholt in Geschichten Ausdruck. Gedacht ist hier wohl an die Gabe des zweiten Gesichtes; solche Personen können Gestorbene an irgend einem Ort lebend vor sich sehen; an Lebenden erkennen sie den baldigen Tod. Der Glaube an das zweite Gesicht ist besonders in Ostfriesland, Westfalen und Oldenburg weit verbreitet. Vgl. auch Sagen u. Erz. II, Nr. 11.

Dazu folgende, durch Lehrer Krämer übermittelte, wortgetreue Erzählung (die Namen der beteiligten Personen sind aus verständlichen Gründen verdunkelt):

Am heiligabend 1936 schmückte meine Schwester Gertrud unser Weihnachtsbaum. In diesen Tagen war Klara G. gestorben. Wir aßen Abendbrot

und als wir alle satt waren, schmückte Gertrud los und wir halfen mit. Mein Vater saß auf dem Sofa und gudete uns zu. Auf einmal sah er Klara G. stehen; sie hatte ein weißes Kleid an. Sie machte meiner Schwester immer Platz. Wo Gertrud ging, ging sie auch.

Mein Vater gudete immer zu und sagte nichts. Nachher sagte er: „Gertrud, verpuste dich etwas“. Gertrud schmückte immer weiter, und Klara G. ging immer rund um den Weihnachtsbaum und begudete ihn sich.

Als sie noch lebte, kam sie immer zu uns und sagte: „Wenn Weihnachten ist, komme ich auch.“ Nun kam sie auch. — Mein Vater erzählte uns das nicht eher, als bis Frau G. kam; dann erzählte er es ihr.

7. Aus Jahn Nr. 494: „mündlich aus Sndow, Kr. Schlawa und aus Rißig, Kr. Schwelbein“. Übrigens besteht öfter eine Verbindung zwischen den oben genannten Kreisen (z. B. Jahn Nr. 35).

8./9. Erzählt von Franz Berndt, P., 43 J., bzw. von Auguste Vergin, P., 66 J.

10. W. H. 1936 Nr. 12 (Rosenow). Hier findet sich noch eine andere Erzählung: Die Unterirdischen bei Sndow.

Ein Mann aus Quäsdow ging in den Wald, um sich einen Kienstücken zu holen. Es wurde aber so dunkel, daß er keine Hand mehr vor Augen sehen konnte und sich verirrte. Als er aus dem Walde herauskam, sah er einen Keller, der war hell erleuchtet und in ihm gingen geschäftig kleine gepugte Männlein und Weiblein hin und her. Der Mann wunderte sich, wo er wäre, als er im Hintergrunde den Turm der Sndower Kirche erkannte. Hoch erfreut rief er: „Das ist ja die Kirche von Adlig-Sndow!“ Sofort war der Spuk verschwunden, und er stand zwischen Gräbern auf dem Sndower Kirchhof. Erst am andern Morgen kam er nach Hause.

11. Von Kogl., nach einer Erzählung von Louis Schmidt, P., 70 J. †.

12. Nach Rosenow, Sagen 1921, Nr. 149: [mündlich. Vgl. Jahn, Nr. 118]. In welchem Maße diese Erzählungen den Charakter von Spukgeschichten annehmen können, zeigt der Bericht aus Jahn, Nr. 164:

Dom Kobold in Sndow.

Ein Bauer ging von Sndow nach Neumühlenkamp. Da sah er auf dem Wege ein schönes buntseidenes Band liegen. Ohne, wie sich das doch so gehört, dabei zu sagen: „Hilf Gott, Herr Jesus Christ!“ nahm er es auf, um es seiner Frau als Geschenk mitzubringen. Diese freute sich auch darüber und legte es in ihren Kasten.

Wunderbar war, daß seit diesem Tage bei dem Bauern in der Wirtschaft nichts mehr seinen richtigen Verlauf nahm. Des Morgens beim Aufstehen fehlte bald dies, bald jenes Kleidungsstück und war trotz allen Suchens nicht zu finden. Und ebenso ging es mit den Gerätschaften zum Häckselschneiden, mit den Ackergeräten und mit dem Küchengehör.

Es dauerte nicht lange, so nahm der Spuk immer größere Ausdehnung an. In den Stuben wurden Tische und Stühle umgeworfen, kurz, es wurde ein solcher Höllenlärm, daß kein Mensch es mehr aushalten konnte.

Eine alte kluge Frau, die Abhilfe schaffen sollte, fragte sogleich, ob der Bauer nicht etwas gefunden und ungesegnet mit nach Hause genommen hätte. Dem Bauern fiel sofort das bunte Band ein. Er erzählte der Frau davon und erhielt den Rat, auf dieses Band genau zu achten.

Als der Bauer nach Hause kam, war das Unheil gerade wieder im besten Gange. Schnell öffnete er den Kasten, in dem das Band sonst lag, aber dies war verschwunden. Erst als der Lärm sich gelegt hatte, fand sich auch das Seidenband an seinem Platze im Kasten wieder vor. Jetzt war es klar, daß das Band ein Kobold oder der Teufel selber war. Der Bauer segnete sich deshalb mit den Worten: „Hilf Gott, Herr Jesus Christ!“ nahm das Band und trug es auf dieselbe Stelle zurück, von der er es damals weggenommen hatte. Seit dieser Zeit hat er nie wieder etwas von dem Spuk gemerkt.

Ähnliche Berichte sind häufig: der Kobold befindet sich in einem Strich, in einer

Jadie oder in einem Tier; erzählt von Gustav Zinke, P., 80 J.; Frau Mielke, P., 36 J., u. a.

14. Erzählt von Frau Minna Ueda, P., 69 J. Eine ähnliche Erzählung aus Wollin, Kr. Stolp, finden wir in Knoop, Volksagen aus dem Stolper Kreis.

15. Berichtet von Schülerin M. Höppner als Erzählung ihrer Großmutter Wilhelmine Gall, P., 69 J. Die Geschichte soll sich in Seeger bei Bublitz zuge tragen haben, sogar der Name des Burschen wird genannt.

16. Erzählt von Frau Voelzke, P., 68 J., und nach anderen Berichten.

17. Von Frau Voelzke, P., 68 J. Erzählungen vom feurigen Alf sind häufig. Besonders starke Sternschnuppen (Meteorsteine) mögen die Entstehung unterstützt haben. Vgl. folgenden Bericht der Stadtchronik zu Pollnow: „Am 19. April 1818 abends um 8 1/2 Uhr zeigte sich am Firmament ein Stern von der Größe des Mondes. Derselbe zog mit Schnelligkeit weiter, leuchtete sehr stark und warf sogar Feuer von sich.“ (vgl. auch: Sagen u. Erz. II, Nr. 43).

18. Von Kogl., P. Die Erzählung ist eine freie Erweiterung der offenbar verstümmelten Sage von Deukenberge, die in Pollnow und Reeh in verschiedenen Fassungen erzählt wird. Einige folgen hier:

a) Früher war auf dem Großreeher Deukenberg eine große Quelle. Das Wasser floß unaufhörlich, und die Leute im Dorfe waren schon in Not. Sie brachten viel Opfer, um das Wasser zu stillen; aber alles war umsonst. Da haben sie ein neugeborenes Kind geopfert, dann ließ das Wasser nach. Oben auf dem Berge ist noch heute ein Graben zu sehen; das ist der Anfang der Quelle gewesen. Erz. von Frau Berta Mielke in Kleintreeh, 92 J.

b) Der Deukenberg liegt bei Großreeh. Mein Vater erzählt von ihm folgendes: „In uralter Zeit ist dort eine Quelle entsprungen. Aus dieser ist soviel Wasser herausgekommen, daß schon das ganze Land ringsherum unter Wasser stand. Sie mochten soviel Steine und andere Gegenstände hineinwerfen, wie sie wollten, die Quelle versiegte nicht. Da machte einer den Vorschlag, eine alte Frau hineinzuwerfen. Als sie dieses machten, versiegte die Quelle. Noch heute ist dort eine grüne Stelle, von der man sagt, daß dort die Quelle gewesen sei.“ Erzählt von Schüler H. Lähke, P., 14 J.

c) Vor vielen, vielen Jahren war auf dem Deukenberg ein großes Wasserloch. In diesem konnte man leicht ertrinken. Da versuchten die Leute, das Loch zuzustopfen. Es hielt aber nicht vor. Sie haben Lappen hineingestopft und Strauchwerk darübergelegt; aber es half auch nichts. Dann haben sie eine Gans hineingestopft und ein Bett.

Nach vielen Jahren ist eine große Überschwemmung gekommen, welche in Reeh sehr tiefe Gräben ausgerissen hat, die sie noch heute den Kulengrund nennen. Bei dieser Überschwemmung ist dann vom Berge eine Gans mit einem Bett zu schwimmen gekommen. Erzählt von Frau M. Kofel, P., 45 J., welche die Erzählung von ihren Eltern und Urgroßeltern herleitet, die in Gr. Reeh wohnten.“ (Vgl. auch Jahn Nr. 107.)

Die Sage bringt das Motiv der Tier- und Menschenopfer, die den göttlichen Mächten dargebracht wurden. Aus dem Mittelalter werden Fälle berichtet, daß beim Bau von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flußwehren, Deichen usw. Kinder, manchmal auch Erwachsene, später Tiere lebendig eingemauert wurden (vgl. auch Storm, Der Schimmelreiter, und: Sagen u. Erz. I, Nr. 15). Die noch jetzt häufig in den Grundstein eingelegten Münzen und Denkschriften erinnern an obigen Brauch.

So hellte der Volksglaube Verbindungen her zwischen dem diesseitigen Schaffen und Denken der Menschen und einer höheren Welt. Bei der Deutung dieses Brauchtums ist das Menschenopfer sicher auf südländischen Einfluß zurückzuführen. Für das germanische Fühlen ist als ursprüngliche Haltung mehr ein Sinn für eine Schicksalsgemeinschaft zwischen schaffenden Menschen und mächtigen Helfern festzustellen. Dafür war das Aufgehen des Menschen in seinem Werk und in der Natur dann nur eine sinnbildhafte Darstellung.

Sage und Märchen lassen daher den Menschen nach einer Zeit der Bewährung u. ä. oft wieder zur Erde zurückkehren (vgl. auch Fassung c).

19. Mitgeteilt von Frau D., 45 J., Dellin, durch Lehrer Krämer, Dellin. Diese Geschichte gehört zu den Erzählungen vom Nachzieher (Nachzieher) oder Vampir, die noch mehrfach vorkommen. Es sind die Menschen, die nach ihrem Tode den Verwandten das Blut aussaugen und sie dadurch nach sich ziehen. Folgende Erzählung mit genauen Angaben liegt vor:

Ein Nachzieher.

Vor achtzig Jahren starb in U. ein Mädchen, das hieß St. O. Nach ihr starben viele aus der Verwandtschaft, meistens Frauen. Nun wollten die Verwandten etwas dagegen tun. Die Leute sagten ihnen, sie sollten die Tote wieder ausgraben, ihr den Kopf abschlagen und zwischen die Füße legen. Den, der es machte, dürfe aber kein Blutspritzer treffen.

Im Dorfe war ein junger Mann, der galt als sehr dreist. Der ließ sich bereden, es zu tun. Er ging mit den Verwandten, dem Schulzen, dem Pastor und dem Totengräber auf den Friedhof. Der Totengräber schaufelte das Grab auf, und der Sarg wurde geöffnet. Die Leiche hatte sich umgedreht und lag auf dem Bauch. Der junge Mann stach ihr mit einem Spaten den Kopf ab und sprang rasch zurück. Die Tote stieß einen schreckbaren Schrei aus und hat sehr geblutet. Nachdem man ihr den Kopf zwischen die Füße gelegt hatte, wurde sie wieder begraben. — Nun hörte das Sterben in der Verwandtschaft auf. Erzählt von Frau H. in P. Der junge Mann war der Vater der Erzählerin.

Eine ähnliche Geschichte wird aus Sadow berichtet.

20. Mitgeteilt von Schüler G. Massow, 14 J., nach Erzählung einer Verwandten. Erzählungen von Geistern, die in Gestalt eines Tieres erscheinen, sind häufig; oft verwandelt sich das Tier in einen riesigen Mann. Bei einer ähnlichen Sage war es ein Hund, der, wie später festgestellt wurde, dem Reisefuhrwerk eines Gutsbesitzers entlaufen war, ein Beispiel, wie solche Erzählungen oft entstehen.

21. Allgemein erzählt. Kogl. hörte die Erzählung auch vor 50 Jahren von seinem Vater in Drawehn.

22. Mitgeteilt von Frau Voelzke, P., 68 J. Dgl. (wörtlich):

Eine Frau verzaubert ihren Mann.

Als ich als fünfzehnjähriges Mädchen Schneiderin lernte, wurde in der Schneiderstraße folgende wahre Begebenheit erzählt:

Ein hiesiges Ehepaar lebte sehr in Unfrieden. Damit der Mann ihr nichts tun könne, hatte die Frau sein Trauhemd genommen, die Arme überkreuzt und verflochten auf den Rücken gelegt, es dann zusammengewickelt und vor dem Kamin unter den Steinen vergraben. Der Mann wurde nun ganz schwach und elend. Wenn die Frau ihm arg zusetzte und er sie gern zurechtgestutzt hätte, war er nicht imstande, ihr etwas zu tun. Er konnte die Arme nicht heben; sie fielen immer zurück.

Dieses Leiden sagte er einer klugen Frau. Die hat dann zu ihm gesagt: „So, das wart mit de ma nich anners ware, eicher du bin hemd nich utgrowe deest, wat din Fru vörn Kamin unner de Steine vergrowe hätt. Denn so as dat hemd verfallt, so verfallt du uch. Sei hätt di so din Arme bunne, dormit du ähr nicht daua holt.“

Der Mann ist ganz sprachlos gewesen, hat gleich das Hemd ausgegraben, so sauer es ihm auch geworden ist. Es ist schon ganz stodig gewesen. Nun ist auch seine Kraft wiedergekehrt. Als er kräftig genug war, hat er seine Frau nach Strich und Faden verhauen und sich von ihr scheiden lassen.

23. Mitgeteilt von Franz Fischer, P., 64 J., durch Schülerin Gerda Schmidt, P., 14 J. Die Sage kommt in Pommern häufiger vor, vgl. Jahr Nr. 372.

24. Mitgeteilt von Kogl., allgemein bekannt.

25. Erzählt von Frau A. Grünwald, P., 60 J., allgemein bekannt.

26. Mitgeteilt von Kogl., allgemein bekannt. Geschichtlich nachweisbar sind Polneinfälle für die Jahre 1656 und 1807. 1656 wurde die Stadt niedergebrannt, nur Kirche, Pfarrhaus, Mühle und Schloß blieben erhalten. Die Er-

zählung ist wohl nur eine Ausdämmung der Sage vom unterirdischen Gang zum heiligen Berg. Bezüglich der Polenschlacht vgl. auch Nr. 51.

27. Allgemein bekannt.

28. Von Kogl. nach der Pollnower Stadtchronik.

29. Nach Rosenow, Sagen, 1921 Nr. 137/38. [Mitgeteilt von Hauptlehrer Kajschke, Krangen; vgl. Knoop 206, 207; Kanhow 202.] Dgl. auch H. Schl. 1929, 294f. — Die Rettung des Herzogs taucht öfter in der pommerischen Sage auf. Dgl. Bl. IV, 10 und Bl. I, 39 Anm.; hier wird eine ähnliche Sage aus Siolp erzählt, die Retter sind hier die Schuhmacher. Dgl. auch: Haas, Das pommerische Herzogshaus in der Volksage, Baltische Studien 1938, S. 18—51.

30. Nach Rosenow, Sagen 1921 Nr. 128. [Äußerung des Kaufmanns aus der handschriftlichen Chronik des Cosmus von Simmern, Angabe über Hans von Schlieffen aus der Geschichte des Geschlechts Bd. I, 257 und 330—332. Dgl. auch Wehrmann I, 254 und Kanhow 228/29.]

31. Aus H. O. 1935, Nr. 16 (Rosenow). Dort findet sich die Bemerkung: Dieselbe Sage wird auch von zwei Raubburgen im Kaminsee erzählt, aber die Inseln sind viel zu klein. Die Sage scheint einen geschichtlichen Hintergrund zu haben.

32. Von Kogl., allg. bek. Die einzelnen Berichte weichen voneinander ab:

a) Als die Franzosen im Jahre 1812 nach Rußland zogen, kamen sie auch durch Pollnow. Hier wurde Raft gemacht. Ihre Kriegskasse wurde in dem Eckhause am Markt und der Rummelsburger Straße untergestellt. Damals war da eine Brauerei. Als das einige Arbeiter erfuhren, gingen sie heimlich hin und nahmen die Kriegskasse. Der Besitzer des Hauses hieß Laude, aber die Schuldigt, sie genommen zu haben. Da sagte Frau Laude, wenn das wahr wäre, solle ihr Haus in Flammen aufgehen. Nach ein paar Tagen brannte es wirklich ab. (Erz. von Frau H. Heberlein, P., 81 J.)

b) Als die Franzosen auf dem Rückzuge von Rußland waren, kamen sie auch durch Pollnow. In den Lokalen tranken sie und spielten Karten. Inzwischen stahlen Pollnower die Kriegskasse. Sie stand in dem Eckhause am Markt. (Erz. von Julius Bussian, P., 69 J.)

c) Als die Franzosen gegen die Deutschen Krieg führten, kamen sie in einem Frühjahr auch nach Pollnow. Sie raubten und plünderten und nahmen besonders Geld. Da stahlen zwei Pollnower ihre Kriegskasse. Wer es gewesen war, wußte keiner. Aber später wurde eine Kuh durch den Hausflur geführt, wo jetzt Mau wohnt. Sie brach durch die Diele. Da fand man einen kleinen Keller, von dem niemand etwas gewußt hatte. Darin war ein leerer Kasten. Das war die Kriegskasse gewesen. (Erz. von Frau Voelzke, P., 68 J.)

Die Franzosen waren nach dem Bericht der Pollnower Stadtchronik in Pollnow im April 1807, im Jahre 1812 auf dem Marsch nach Rußland, im Frühjahr 1813 auf dem Rückzuge von dort und im Herbst 1813 auf dem Durchmarsch nach Danzig als Gefangene.

33. Von Kogl., allgemein bekannt, mit Zusätzen aus der Pollnower Stadtchronik.

34. Mitgeteilt von Hermann Dumske, P., 80 J., allgemein im Kreise bekannt. Dgl. Sagen u. Erz. II Nr. 61 mit Anm. Ferner: Dr. Chr. Rogge, Eine Fahrt durch Ostpommern zur Erkundung einer Bismarck-Anekdote (H. Schl. 1926, S. 150 ff.).

Er hält sich in Pollnow besonders an die Wirtin vom Wrangelshof und an einige Einwohner. Insbesondere berichtet ihm der Sohn des alten Schuhmachers Kordewan aus seinen Kindheitserinnerungen (sein Haus lag in der heutigen Rummelsburger Straße gegenüber der Posthalterei, bei der früher die Pferde für die Extrapost gewechselt wurden): „Mein Vater sah gern vor der Tür auf der Bank, und da ist Bismarck, wenn er warten mußte, herübergekommen, hat sich zu meinem Vater gesetzt und mit ihm oft gesprochen.“ Für die Anekdote in obiger Form hat Rogge aber auch nur eine einzige Quelle: Der Volksmund erzählt.

35. Dgl. auch die wenig glückliche Darstellung der Beziehungen Wrangels zu Pollnow in dem Buch von Erich Murawski, Papa Wrangel, Stettin 1938, 3. Aufl. Dort befindet sich auch eine Lichtbildwiedergabe des Dankbriefes von Wrangel an die Stadt Pollnow für das verliehene Ehrenbürgerrecht.

36. Von Kogl. Allgemein bekannt. Vgl. auch Rosenow, Der heilige Berg bei Pollnow, h. Schl. 1926, S. 150 ff.; derselbe: Die heiligen Berge im Kreise Schlawa, h. Schl. G. 1934 Nr. 4 f.; ferner: „Das Blaue Buch von Pollnow“ (Staatsarchiv Stettin), das den urkundlich ältesten, umfangreicheren Hinweis enthält. Betr. des unterirdischen Ganges liegen Berichte über Versuche vor, ihn zu entdecken, jedoch ohne größeren Erfolg.

37. Von Kogl. Zahlreiche mündliche Einzelberichte sind zu einer Erzählung zusammengefaßt worden. Verwertet wurden: 1. der auch jetzt noch völlig verschwundene Glaube an die Heilskraft der Quelle, 2. der Bericht über ihre Auffindung durch den Hinweis auf die lichte Frau, 3. geheimnisvolle Vorstellungen der alten Volkshelkunde, die, wie z. B. hinsichtlich des Osterwassers, noch heute lebendig sind. Vgl. Rosenow, Sagen 1921 Nr. 142.

38. Allgemein bekannt. Eine Kurzform findet sich in Bl. VIII, 18. Die Erzählung kommt in verschiedenen Abweichungen vor. Der Siegenbott ist ursprünglich das dem Thor geweihte Tier gewesen, wurde dann aber wie manches andere Volksgut in der christlichen Anschauung der Bekehrungszeit als das Böse, als das Tier des Teufels, angesprochen (vgl. auch der wilde Jäger u. a.).

Der heilige Berg steht als frühere Kultstätte noch immer in einem gewissen Ansehen. Daß dort auch Gräber aus älterer Zeit sind, vermehrt die vorhandene Scheu. So wurde die Volkspantastie zu Gespenstergeschichten angeregt, von denen hier eine folgt (mitgeteilt von Walter Bätow, p., 15 J.):

Geister auf dem heiligen Berge.

Man sagt, daß im heiligen Berge Geister wohnen. In manchen Nächten kommen sie hervor. Dann sieht man ein Licht dort oben. Wenn man die Geister nicht stört, tun sie keinem Menschen Schaden; sonst aber widerfährt einem ein Unglück. Darum geht zur Nachtzeit niemand gern über den Berg.

Einmal kam eine Familie spät in der Nacht den Fußsteig entlang, der nicht weit davon über die Höhe führt. Es war völlig dunkel und still. Da sahen die Leute auch das Licht und gingen darum schweigend vorüber. Das Licht folgte ihnen nach bis unten an den Kreuzweg. Da war kein Baum und kein Strauch; aber doch war es auf einmal verschwunden.

Über den Kreuzweg können Geister ja nicht folgen.

39. Grundgedanke der Erzählung ist der noch jetzt z. T. vorhandene Aberglaube, daß Steine von der Kapelle des heiligen Berges Wunderkraft besäßen, Krankheiten heilen und Unglück fernhalten könnten. In manchen Familien wurde vor einigen Jahrzehnten noch so ein Stein aufbewahrt. Ein solcher befindet sich auch im Kreisheimatmuseum in Rügenwalde.

Obige Sage ist eine Zusammenfassung mündlicher Berichte, einige hier wörtlich:

- Ein Bauer hatte immer Unglück beim Vieh. Da holte er sich einen Stein vom heiligen Berge und grub ihn unter die Stalltür. Von da an war sein Vieh immer gesund.
- Einmal ging ein Mann im Dunkeln über den heiligen Berg. Da sah er ein Licht. Er bekam Angst und sang ein frommes Lied. Ihm ist nichts passiert.
- Einmal ging ein Mann in der Nacht über den heiligen Berg. Er trat in ein Loch und fiel hin. Dabei fluchte er. Da traf ihn etwas an den Rücken. Er hatte Angst und fing an zu laufen. Er meinte, es wäre ein Stein gewesen; nachher wurde er krank. Es wird aber wohl nur ein Ast gewesen sein.

40. Erzählt von Auguste Vergin, p., 66 J., Hermann Dumke, p., 80 J. u. a. Nach der Pollnower Stadtchronik geschah die Tat am 9. 4. 1804. Die beiden Mörder begaben sich nach dem Mord als Landwehrmänner zu einer Revue nach Stargard i. P. Sie wurden zur Hinrichtung nach Pollnow gebracht.

Das von dem König bestätigte Todesurteil lautet wörtlich:

„Mein lieber Generalleutnant von Pirch!

Ich confirmire hieneben die zurückerfolgte kriegsrechtliche Sentenz wider die Muskettiere Martin Schröder und Samuel Dahlke Eures Regiments pure dahin: daß beide Inquisiten wegen der von ihnen auf öffentlicher Landstraße vor-

sätzlich verübten Ermordung und Beraubung des Viehhändlers Peau, ohne daß ihnen weder vor noch bei ihrer Hinrichtung ein Geistlicher verstattet werde, mit dem Rade von unten herauf vom Leben zum Tode zu bringen und deren beide Körper auf das Rad zu flechten.

Des mehreren Eindrucks wegen bestimme ich hiermit, daß die Exekution an dem Wohnorte der Inquisiten in Pollnow, in dessen Nähe sie diese abscheuliche Tat verübt haben, vollzogen werden soll.

Ich bin Euer wohlaffectionierter König

Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 27. November 1804.“

Eine ähnliche Mordgeschichte findet sich in Rosenow, Sagen, 1921, Nr. 136. Die Klingelbude an der Chaussee nach Krangen. [Mündlich von Hauptlehrer Hasse, Jannowitz]:

„Mitten im Walde hinter Klarenwerder, gleich nachdem man die Grabom überquert hat, stoßen mehrere Chausseelinien zusammen, von denen die südliche nach Krangen führt. Hier liegt eine Stelle, die man noch heute als Klingelbude bezeichnet. Vor Jahren stand hier ein Chausseeeinnehmerhaus. Wer nachts vorbei wollte, mußte, um den Einnehmer zu wecken, eine an der Haustür angebrachte Glocke ziehen, daher der Name.

An dieser Stelle wurde vor nicht allzuvielen Jahren gegen Abend ein Radfahrer überfallen. Holzfäller, die im Busche bei der Arbeit beschäftigt waren, hörten sein Geschrei, kamen aber zu spät. Sie fanden nur noch den blutüberströmten Leichnam. Doch die Mörder entgingen nicht der Strafe.“

41./42. Aus Rosenow, Sagen, 1921, Nr. 143/44. [Mitgeteilt von Lehrer Fernow in Bussin]. Wegen „luttern“ vgl. Sagen u. Erz. II, Nr. 16 Anm.

43. Rosenow, Sagen, 1921, Nr. 139. [Mitgeteilt von Hauptlehrer Kasjische in Krangen]; dort heißt es weiter:

Manche Leute erzählen die Geschichte aber anders:

Ein Graf von Podewils war ein sehr wilder und gottloser Mensch, dem Jagd, Spiel und Zechgelage über alles gingen. Als er einmal von einer Jagd heimkehrte, traf er eine Zigeunerin, die um ein Almosen bettelte. Der Graf herrschte sie wütend an, sie solle ihm Plage machen. Da richtete sich das Weib auf und rief: „Wehe Euch! Euer Ende naht mit Schrecken, so Ihr Euch nicht ändert!“ Der Graf war darüber sehr betroffen und ging in sich. Man hörte ihn manchmal sprechen: „Ich bin ein verlorener Mensch. Ist Gottes Barmherzigkeit aber größer als meine Sünde, so wird es an meinem Sarge offenbar werden.“ In großer Reue starb er. Nach seinem Tode wuchs aus seinem Grabe eine Linde hervor, die auch durch das Dach brach. Einmal wurde sie abgehauen; aber sie wuchs zum zweiten Male durch das Kirchendach. Da ließ man sie als Wunderzeichen fortan stehen.

44. Mitgeteilt von Kogl., erzählt von August Kojel, p., 40 J., mundartlich von Hildegard Tesch, p., 15 J.

Die Erzählung kennzeichnet das große Vertrauen, das die Bauern in die Redlichkeit des Edelmannes setzten, trotz aller erfahrenen Härte und Strenge. Es gibt noch eine andere Sage, Erzähler: August Mantik in Dellin, 46 J.:

Herr von Podewils und der Schäfer.

Als die beiden Brüder Podewils in Krangen wirtschafteten, trug es sich zu, daß der Schäfer sich von dem älteren 50 Taler borgte. Im Laufe der Zeit gab der Schäfer das Geld wieder ab, bekam aber keine Quittung dafür.

Nach einiger Zeit wurde der ältere Bruder krank und starb. Nun wirtschaftete der jüngere und verlangte noch einmal die 50 Taler. Im Buch waren sie angeschrieben und nicht gestrichen.

Der Schäfer war sehr ärgerlich und wollte sich aufhängen. Er fand keinen passenden Baum; der Ast sollte auf seinem Kopf liegen, daß er nicht hoch zu reichen brauchte. Er konnte aber keinen solchen Ast finden.

Auf einmal begegnete ihm ein feiner Herr, der fragte, was er wolle. „Ach,“ sagte der Schäfer, „du kannst mir doch nicht helfen.“ Der Herr fragte aber immerzu. Zuletzt klagte der Schäfer ihm sein Leid. Der Mann sagte: „Kennst du Herrn von Podewils, wenn du ihn wieder siehst?“ Der Schäfer sagte: „Ja!“ Der Herr sagte: „Komm mit!“ Der Schäfer ging mit. Als sie gingen, lag da ein Knüttel. Der Herr sagte zu dem Schäfer: „Nimm den Knüttel mit. Wenn Herr von Podewils dir die Hand reicht, so gib ihm den Knüttel!“ Sie gingen beide weiter.

Zuletzt kamen sie in ein tiefes Tal; da lag ein großer Stein, den wälzte der Mann zurück. Dann kamen sie an eine Tür. Diese öffneten sie. Da war eine ganze Stube voll Herren. Der Herr fragte: „Ist er hier?“ Der Schäfer sagte: „Nein.“ Dann gingen sie ins zweite Zimmer, da war er auch nicht. Dann gingen sie ins dritte Zimmer, da war er.

Herr von Podewils reichte dem Schäfer die Hand. Der Schäfer reichte ihm den Knüttel. Wo Herr von Podewils angefaßt hatte, war alles verbrannt. Der Schäfer sagte ihm das, daß sein Bruder die 50 Taler wiederhaben wollte. Herr von Podewils sagte: „Sage meinem Bruder, daß du mit mir gesprochen hast, und du hast mir die 50 Taler bezahlt. Die Quittung liegt im Wohnzimmer hinter dem Spiegel. Sage ihm auch, wenn er so mit den armen Leuten ist, wie ich war, dann kommt er neben mich auf einen glühenden Stuhl, der mit Messern gepolstert ist.“

Der Schäfer war froh, daß er die Quittung wußte. Er ging zurück und sagte dem Bruder des gestorbenen Herrn alles. Die Quittung lag hinter dem Spiegel, die Schuld war bezahlt.

Der jüngere Herr von Podewils war nun immer gut zu seinen Leuten. Er ließ ein Armenhaus bauen. Als er auf seinem Sterbette lag, sagte er: „Wenn ich gut angekommen bin, wird ein Zeichen an der Kirche geschehen.“

Nach einiger Zeit wuchs eine Birke auf der Mauer. Die wurde abgenommen. Nach dieser Birke grünte eine Linde, auch die wurde beseitigt, aber sie wuchs wieder. Dann wurde in dem Stubben ein Loch gebohrt und heißes Blei hineingegossen. Nun vertrodnete sie.

Der Baum war ein Zeichen, daß Herr von Podewils gut angekommen war.

Dieselbe Sage bringt K. S. Marquardt in H. Schl. 1927, S. 191 f. und in dem Heimatkalender für den Kr. Schl. 1928, S. 93 f. Einige neue Motive sind aufgenommen. Der Kern der dort allerdings schon mit Märchenzügen ausgestatteten Sage ist folgender:

Der strenge Graf, der keinem seiner Diener das Gnadenbrot gibt, macht bei einem Schäfer, der ihm das Leben gerettet hat, eine Ausnahme. Die Urkunde nimmt der Graf an sich. Nach dem Tode des alten Grafen will sein Sohn nichts davon wissen.

Ein Männchen, „mit einer Hagebuttennase, Eichhörnchenfinger und Entensfüßen“ verhilft dem Schäfer dazu, den alten Grafen in einer Höhle zu treffen, glühende Kohlen harrend. Den feurigen Händedruck vermeidet der Schäfer durch Hinhalten seines Schäferstabes. Er erfährt, daß die Urkunde hinter dem Spiegel steht. Als Zeichen erhält er das Samthäppchen des Grafen, ferner soll eine Birke aus der Kapelle wachsen. Der junge Graf ist überrascht, besonders durch das unter Feuerzeichen verschwindende Käppchen und durch das Wachsen des Baumes. Der Schäfer erhält sein Recht, der Graf ändert sich.

45. Mitgeteilt von Lehrer Falkenhagen, Wusterwitz, nach H. Schl. G. 1936, Nr. 53. Dort wird auch noch der Name Jungferstein erklärt und von einigem Brauchtum um diesen Stein berichtet:

Auf ihm soll einst der Teufel mit einer stolzen Jungfrau getanzt haben, die jeden Freier verachtete. Nach einer anderen Darstellung soll an diesem Steine ein Handelsmann erschlagen worden sein. Daher warf nach altem Brauch ein jeder, der hier vorbeiging, einen Stein oder Holzstück auf einen Haufen, der von Zeit zu Zeit angezündet wurde.

An diesem Steine ist es nicht geheuer. Allerlei abergläubische Gebräuche wurden hier ausgeübt, besonders geheimer Liebeszauber in der Johannisnacht. So fand man vor länger als 30 Jahren einmal nach einer solchen Nacht auf dem Steine ein kleines Krüglein mit zwei Reliefs, die wahrscheinlich zwei Apostel darstellen. Aber dieses Gefäß ist seinerzeit viel geheimnist worden, aber nichts herausgekommen. Kantor Dandertsee überwies es 1927 dem Kreisheimatmuseum.

Dgl. auch: Rosenow in: Heimatkalender für den Kreis Schl. 1928, S. 136. Reifighausen als Erinnerungsmal für Erschlagene finden sich öfter in Pom. mern, vgl. Bl. II, 89, Bl. V, 120 und auch oben Nr. 40.

46. Mitgeteilt von Emil Wodtke, P., 48 J.

47. Aus: Rosenow, Rund um den Papenzinsee, H. G. 1935, Nr. 16.

48. Mitgeteilt von Louis Schmidt, P., 70 J. †, u. a. Dgl. Jahn Nr. 304 und Nr. 307. Nachstehend die Sage von verschiedenen Erzählern:

a) Bei dem Dorfe Sydow liegt der Kaminsee, an dessen Stelle früher eine große Stadt stand, Kamin geheiß. Dieselbe ist jedoch vor vielen hundert Jahren plötzlich versunken, und ihr Andenken erhält sich nur dadurch, daß immer in der Weihnachtszeit die Glocken der versunkenen Kirchen im See läuten. Auch kann man nicht überall den See besichtigen, weil sich noch an vielen Stellen nicht unter dem Wasserspiegel das Bauholz der alten Stadt befindet.

In dem versunkenen Kamin haben Ulanen gestanden. Einmal im Jahre in der Johannisnacht kommen dieselben aus dem Wasser hervor und steigen auf den in der Mitte des Sees befindlichen Werdel, einen kleinen Berg, und machen dort ihre Übungen. Doch kann man dies nur zwischen elf und zwölf Uhr erblicken.

An dem Ufer des Sees ist auch oft eine geistliche Frau gesehen, welche ihre Wäsche wusch. Ob sie gleichfalls der versunkenen Stadt angehört, weiß man nicht. (Aus: Jahn Nr. 310.)

b) Im Kaminsee ist einstmal eine Insel gewesen, auf der eine Kirche stand. Schon vor langen Zeiten ist diese Insel mit der Kirche im Wasser versunken.

An einem Ostermorgen ging zufällig ein Mann am See vorbei. Da hörte er aus dem Wasser die Glocken läuten. Man sagt, daß sie an jedem Ostermorgen vor Sonnenaufgang erklingen. (Erzähler: M. Wobser, P., 42 J., gehört von seinem Vater.)

c) Südlich von Sydow liegt der Kaminsee. Früher ist an seiner Stelle eine Stadt gewesen. Sie hatte eine große Kirche mit einer großen Glocke. Die Stadt ist mit der Kirche in die Tiefe gesunken. An ihrer Stelle breitet sich jetzt der Kaminsee aus. Aber in den Nächten vor den Festzeiten erhebt sich die Kirche aus der Tiefe und ihre große Glocke läutet. (Von Frau Krause in Breitenberg.) 49./50. Quelle wie Nr. 47.

51. Allg. bek. Früher: Die Grund, vgl. Sagen u. Erz. I, Nr. 19.

Der Rote Grund liegt unweit Pollnow an der Chaussee nach Sydow. Früher hieß er auch Schimmerkul, da hier totgebliebenes Vieh verscharrt wurde. Die sandige Erde der Senke ist eisenhaltig, daher die rotbraune Farbe. Der Volksmund erklärt sie als von vergossenem Blut herrührend. Einige Erzählungen folgen:

a) Früher hatten die Häuser in Pollnow alle nur Strohdächer. Da sind in einem Kriege die Russen hier eingedrungen. Sie haben die Stadt in Brand gesetzt. Da flüchteten die Bewohner in den „Roten Grund“. Hier wurden sie von den Russen überfallen und getötet. Seitdem heißt die Stelle „Roter Grund“. (Maria Palenga, P., 15 J.)

b) Hier haben früher Russen gehaust. Sie haben hier ihre Toten und die toten Pferde begraben. Darum sieht man auch jetzt noch die rote Erde (Egon Schulz, P., 16 J.)

c) In dem „Roten Grund“ ist früher eine Franzosenplacht gewesen. Die Franzosen hatten dort eine Kriegskasse versteckt. Die Pollnower haben sie heimlich weggenommen und in der Gegend, wo jetzt der Saal von Hannemann ist, versteckt. (Frau M. Wadholtz, P., 56 J.) u. a. m.

52. Von Kogl., mündl. von mehreren Handwerksmeistern, allg. bek.
 53. Allgemein bekannt; erzählt von Karl Gerjon, p., 18 J.
 54. Mitgeteilt von Julius Bujtan, p., 69 J.
 55. Mitgeteilt von Käthe Dumke, p., 15 J., erzählt von einer Hausgehilfin aus Sndow.
 56. Durch Lehrer Jakob aus Rogog von J. Potraj, erzählt von Frau Barz in Rogog.
 57. Nach Jahn, Nr. 401, „mündlich aus Sndow“.
 58. Mitgeteilt von Kogl. nach Schülerberichten.
 59./62. Aus Jahn Nr. 555 bzw. 562, 550, und 171, alle „mündlich aus Sndow“. Dgl. Nr. 608, II:

Die Spinne.

Ein Bauer hatte in der Stadt eine große Erbschaft erhoben und wanderte nun, mit Geld schwer beladen, seinem Hofe zu. Schlechte Leute hatten jedoch von der Sache erfahren und lauerten dem Manne im Walde auf, um ihn zu ermorden und dann zu berauben. Zu dem Zwecke lagerten sie sich im dichten Buschwerk und verabredeten dort, wie sie die Sache wohl am besten anzufangen hätten. Dem einen von ihnen war das nicht recht, dem andern wieder wollte jenes nicht gefallen, und schließlich unterhandelten sie so laut, daß der Bauer, als er in die Nähe des Hinterhaltes kam, ihr Reden hörte und zu seinem Schrecken erfuhr, daß man dort über nichts Geringeres zanke als darüber, wie er am sichersten aus der Welt zu schaffen sei.

In seiner Herzensangst versteckte er sich deshalb in den Stamm einer hohlen Eiche. Und als er drinnen war, kroch eine Kreuzspinne hervor und spann einen Faden nach dem andern über die Öffnung, bis das ganze Loch mit einem dichten Gewebe bedeckt war.

Inzwischen hatten sich die Räuber geeinigt und sperrten die Straße. Aber, wer nicht kam, war der reiche Bauer. Es verging eine Stunde und dann noch eine, ja es wurde Abend, und immer war noch nichts von dem Mann zu erblicken. „Der Schelm hat uns belauscht“, sprachen sie endlich zu einander, „und irgendwo einen Versteck gefunden. Kommt, laßt uns ihn suchen!“ Und nun streiften sie den ganzen Wald ab, konnten aber seiner nicht habhaft werden.

Endlich stießen sie auch auf die hohle Eiche. „Hier sitzt er gewiß drin!“ rief der erste und wollte schon hineinschauen, aber die andern lachten ihn aus und sprachen: „Du Dummkopf! Siehst du denn nicht, daß vor der Öffnung ein unverlehrtes Spinnengewebe hängt? Sähe er drinnen, so müßte doch das Netz zerrissen sein“. Das leuchtete dem Räuber ein, er stand von seinem Vorhaben ab und zog mit seinen Genossen unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Der Bauer aber war mit Gottes Hilfe durch die Klugheit und List der kleinen Kreuzspinne gerettet worden.

Das sollen wir nun bis auf den heutigen Tag der Spinne nicht vergessen, daß sie einen braven Bauersmann vor dem Tode behütet hat, und ein gottloser Bösewicht ist es, der mutwillig Spinnengewebe zerreißt oder gar die Tierchen tötet. Er wird seiner Strafe dafür später einmal nicht entgehen.

63. Aus: Rosenow, Janower Schwänke, Verlag A. Mewes Nachf., Rügenwalde Ostsee 1924, S. 44 f.
 64. Von einer Schülerin in Pollnow.
 65. Mitgeteilt von Kogl. Allgemein bekannt.
 66. Von Ewald Krause, p., 15 J.
 67./69./70. Gesammelt von Schülern der Stadtschule Pollnow.
 68. Nach der Schulchronik von Pollnow, 1876 geschrieben von Rektor Haase.